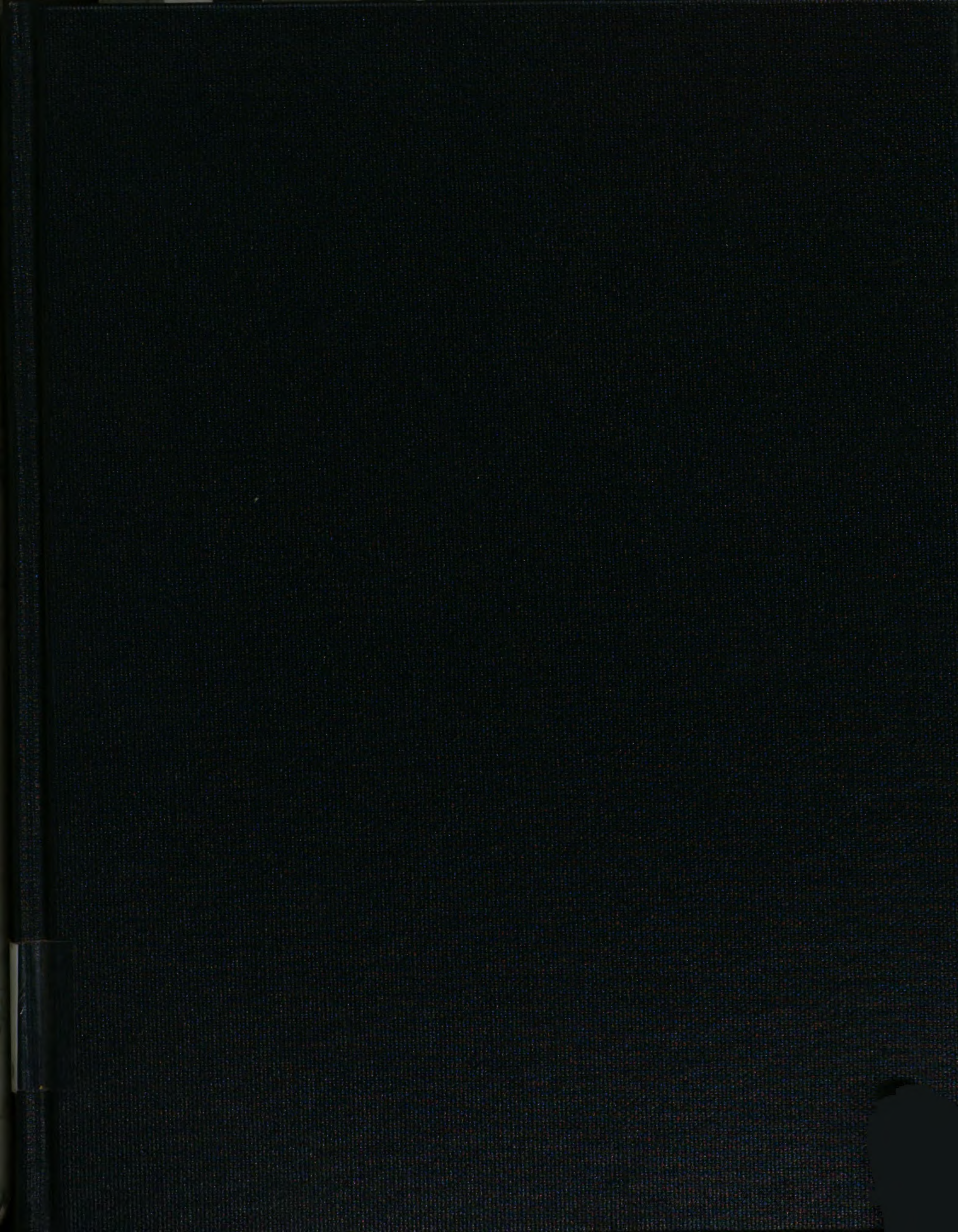

Google



This replacement volume
is produced in compliance
with current copyright law
on paper that meets the
ANSI Standard Z39.48-1992
to replace the irreparably
deteriorated original.

This volume was reformatted
as a part of a cooperative project
to preserve archaeological reports
undertaken by Cornell University Library,
Columbia University Libraries, and
the New York Public Library.

Funding for this project
was provided by the
New York State Program
for the Conservation and Preservation
of Library Research Materials.

1999

ZWISCHEN KAUKASUS UND SINAI

BAND 2

W. Büxenstein Druckereigesellschaft / Berin SW
Ätzungen von Sahm & Co., G. m. b. H., Berlin
Umschlagzeichnung von Lehmann-Ajax / Berlin



COLMAR FREIHERR V. D. GOLTZ †

ZWISCHEN

KAUKASUS UND SINAI

BAND 2

JAHRBUCH DES BUNDES DER ASIENKÄMPFER

1 9 2 2



DEUTSCHE ORIENTBUCHHANDLUNG MULZER & CLEEMANN
BERLIN-TEMPELHOF

INHALT

VERZEICHNIS DER KARTEN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

VORWORT

Vor einem Jahre gab der Bund der Asienkämpfer sein erstes Jahrbuch heraus. Dank dem Entgegenkommen unserer damaligen Mitarbeiter, die uns wertvolle Beiträge zur Verfügung stellten, war eine Aufsatzsammlung zustande gebracht worden, die auf die Anerkennung weiter Kreise rechnen durfte. Sie ist ihr denn auch vollauf zuteil geworden.

Das neue Jahrbuch wird, wie wir hoffen, neben seinem Vorgänger bestehen können. Wieder treten alte Asienkämpfer — im Sinne des Bundes fassen wir dies Wort in seiner weitesten Bedeutung — mit interessanten Teilen ihrer vielseitigen Erinnerungen vor die Öffentlichkeit. Wie im vorigen Jahre sind die einzelnen Arbeiten ausnahmslos unentgeltlich dargebotene Gaben, Geschenke an den Bund.

Trotzdem wäre es unmöglich gewesen, das neue Jahrbuch zu einem Preise herauszubringen, der einer Vielzahl die Anschaffung ermöglichen wird, wenn nicht wiederum Herr Hptm. d. R. a. D. Hans Sternheim, Mitinhaber der Firma W. Büxenstein, die den Druck ausgeführt hat, uns opferwillig zu Hilfe gekommen wäre.

Ihm wie den Mitarbeitern am Inhalt des Buches spricht der Bund seinen herzlichen Dank aus. Er sieht in dieser ihm zuteil gewordenen Unterstützung einen schönen Ausdruck jenes Kameradengefühls, auf dem er aufgebaut ist und das er pflegen will.

Möge das Buch dem Bunde neue Freunde erwerben, möge es an seinem Teil dazu beitragen, die Mahnung zum Stolz in das deutsche Volk zu tragen, zum Stolz auf das, was seine Söhne, der Arzt und der Techniker, der Soldat wie der Generalfeldmarschall, in den fernen Landen des Orients geleistet haben.

Im Auftrage des Bundes der Asienkämpfer:

Cleemann, Mulzer, Solger.



COLMAR FREIHERR V. D. GOLTZ

Von Oberstleutnant a. D. SOLGER

Im ostpreußischen Samlande, in der Nähe des Kurischen Haffes zu Bielkenfeld bei Labiau wurde Colmar Freiherr v. d. Goltz am 12. August 1843 als Sproß eines alten, jedem Kenner preußischer Geschichte wohlbekannten Geschlechtes geboren.

Frühzeitig zog der Knabe des Königs Rock an: In den Kadettenkorps zu Culm und Berlin verlebte er seine Schuljahre. Dann kam der Eintritt ins Heer, in das Infanterie-Regiment Nr. 41 in Tilsit.

Mit ihm zog er 1866 ins Feld. Bei Trautenau, wenige Tage bevor Hindenburg bei Königgrätz verwundet wurde, setzte den Sekondeleutnant v. d. Goltz eine österreichische Kugel für die Dauer dieses Krieges außer Gefecht.

In den folgenden Jahren besuchte er die Kriegsakademie.

Dann kam der Krieg von 1870. 27 Jahre alt, trat Goltz als Premierleutnant in den Stab des Führers der 2. Armee, des Prinzen Friedrich Karl ein. 10 Jahre lang im Dienst bei der Truppe, im Gefecht vor dem Feinde, im Hörsaal der Akademie vorgebildet, kam Goltz nunmehr in die Hohe Schule der Kriegführung, die Arbeit eines Hohen Stabes, des besten, den Deutschland damals besaß. Sein unmittelbarer Vorgesetzter wurde Graf Haeseler, der spätere berühmte Führer des XVI. Korps. Vor Goltz' Augen spielte sich die große Einkreisungsoperation von Metz, dann das Ringen an der Loire gegen das französische Volksheer ab, das den französischen Kriegswillen brach. Mitarbeitend hatte er zugeschaut, wie der größte Teil des Heeres, mit dem Frankreich in den Feldzug gegangen war, zur Waffenstreckung gezwungen wurde. Aber er hatte auch mit Staunen und Achtung gesehen, wie ein energischer Führer, der sich nicht durch den gewaltigen Eindruck der vernichtenden Schläge von Metz und Sedan beugen ließ, es durchsetzte, daß neue Massen zu den Waffen gerufen, organisiert und gegen den Feind geführt wurden. War Gambettas

Beginnen wirklich aussichtslos? Scheiterte er vielleicht nicht sowohl an seiner Energie, die Unmögliches wollte, als vielmehr an technischen Fehlern? Gab es nicht Zeiten, wo sein Arm dicht genug an den Sieg heranreichte? Und als er weichen mußte, hatte er nicht seinem Volke ein Großes errungen: Hatte er ihm nicht das Vertrauen zu sich selbst, zu seiner eigenen Kraft wiedergegeben und damit die Grundlage zum Wiederaufstieg gelegt?

Die Eindrücke des französischen Krieges und die Gedanken, zu denen sie den jungen Generalstabsoffizier führten, sind für Goltz entscheidend geworden; auf ihnen baute sich von nun an seine Lebensarbeit auf, der als Ideal der Gedanke der Wehrhaftmachung der ganzen Nation vorschwebte.

Aus dem Feldzuge gegen Frankreich zurückgekehrt, wurde er Lehrer an der Kriegsschule Potsdam, dann Hauptmann im Großen Generalstabe in dessen Kriegshistorischer Abteilung. In diesen Jahren entstanden zwei seiner historischen Schriften, sein Buch über die Operationen der 2. Armee und „Léon Gambetta und seine Armeen". In ihnen setzte er sich mit den Eindrücken des Feldzuges gegen Frankreich auseinander. Freilich nicht ohne persönliche Gefahr. In seinem Buche über Gambettas Volksaufgebote hatte er eine Verkürzung der Dienstzeit, also eine beschleunigte Heranbildung größerer Zahlen von Streitern, und die Vorbereitung der Jugend auf ihre Pflicht, dem Vaterlande mit der Waffe in der Hand zu dienen, befürwortet. Er war nicht der Meinung, daß ein Volksaufgebot einen Krieg entscheiden könne: „Bewaffnete Volksmassen", schrieb er, „welche uns etwa in Zukunft entgegentreten, wie 1870, werden uns nie gefährlich werden." Aber er hatte erkannt, einmal, daß gesteigerte Forderungen an die Truppe wohl zu schnellerer Erreichung der Ausbildungsziele führen können, dann, daß der gewaltige Schwung einer Nation, deren kriegerische Kraft voll aufgerufen wird, eine furchtbare Waffe ist. Es waren die Gedanken, die einst Scharnhorst und dessen Schüler Boyen — auch dieser ein Ostpreuße — verfochten hatten und die in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts das preußische Landwehrsystem

trotz aller seiner schweren Mängel nicht hatten verwerfen lassen. Es war der große, aber erst durch seinen Radikalismus sittliche Gedanke, daß die Verpflichtung zur Verteidigung der Heimat keine anderen Grenzen anerkennen darf, als diejenigen, die die Natur der menschlichen Leistungsfähigkeit gesteckt hat. Goltz' Vorschlag erregte wenig Beifall. Noch waren die schweren inneren Kämpfe, in denen die preußische Armee zum Werkzeug für die Einigungskriege geschmiedet worden war, nicht vergessen. Noch war der Gegensatz zwischen dem Ideal soldatischer Höchstleistung und der Forderung auf Heranziehung jedes Staatsbürgers zum Kriegsdienste nicht überwunden. Einem jungen Hauptmann wollte man nicht erlauben, zu rütteln an Dingen, die erprobt waren: er wurde aus dem Generalstabe in die Front versetzt, und nur das Eintreten des Feldmarschalls Grafen Moltke erhielt ihm seine Laufbahn.

Die beiden genannten Werke waren nicht die einzige Frucht jener Berliner Jahre. Ähnlich wie Moltke selbst hatte Goltz das Bedürfnis zu schreiben. Eine Reihe kleiner Erzählungen, meist unter dem Pseudonym W. von Dünheim, entstanden damals. Denn es ist nicht zu leugnen: aus dem festgeprägten Typus eines preußischen Offiziers fiel Goltz einigermaßen heraus. Das Streben nach einer allseitigen Bildung und eine jeden umstrickende persönliche Liebenswürdigkeit, auch im Dienst, waren ihm Natur. Ich sehe ihn noch vor mir, freilich viel später, wie er uns in meiner ostpreußischen Garnison besichtigte. Nicht daß er es an Schärfe der Anforderungen hätte fehlen lassen, im Gegenteil, aber die Art und Weise, wie er seine Kritik abhielt, Gedanken einflocht, die offensichtlich nicht der Welt des „Kommisses" entsprungen waren, wie er, statt grimmig zu richten, belehrte, kurz, die sichere Überlegenheit eines klugen Menschen öffnete ihm die Herzen; ein Vorgesetzter, auf dessen Kommen man sich freute. Und es sind die Berliner Jahre von 1871—1883, in denen er sich jene Weite und Biegsamkeit des Denkens erworben hat, die ihn vor den Fesseln der Form und des Altwerdens geschützt haben.

Freilich nicht sie allein. Wie im Leben Moltkes, einer in vieler Beziehung ähnlichen Natur, die Kenntnis des Auslandes ihre erziehende Rolle gespielt hat, so auch bei Goltz.

Es mögen mancherlei Gründe gewesen sein, die ihn im Jahre 1883 bewogen, zunächst mit einem dreimonatigen Urlaub in die Türkei zu gehen und es mag sein, daß der Wunsch, sich der nicht abzusehenden, eintönigen Friedensarbeit in der großen deutschen Heeresmaschinerie zu entziehen, seinen Anteil daran gehabt hat. Sicher aber war es das Bedürfnis, fremde Verhältnisse kennen zu lernen, an deren Betrachtung — vielleicht im Kampf mit ihnen — das eigene Urteil zu bilden, ein Bedürfnis, wie es schon in dem jungen Historiker der Gambetta'schen Gedanken hervorgeleuchtet hatte. Wie weit der damals 83jährige Moltke an diesem Entschluß eines seiner unmittelbaren Untergebenen teilgehabt hat, wissen wir nicht, aber es wird nicht daran zu zweifeln sein, daß er, der fast 50 Jahre vorher in der gleichen Weise in den Orient gezogen war, „um den etwas rostig gewordenen türkischen Säbel à la franca zu schleifen", zum mindesten durch seinen Rat auf Goltz eingewirkt hat.

Der kurze Urlaub wurde zum dauernden Kommando im türkischen Heere. Zwölf der besten Jahre seines Lebens hat Goltz in der Türkei verbracht; er war 40 Jahre alt als er kam, 52 als er ging. Die Aufgabe, die ihn erwartete, war ungemein schwierig. Unter den Augen eines argwöhnischen, politisch begabten, aber militärisch völlig interesselosen Monarchen sollte er dem verfallenen Heere eines verfallenen Staates neues Leben geben, ihm deutsche Organisation, deutsche Kampfanschauungen und deutsche Soldatengesinnung übermitteln. Keine starke Staatsgewalt, weder deutsch noch türkisch, stützte ihn. Als fast einziger deutscher Reformer sollte er Wohltaten aufdrängen, zu deren Annahme nicht eben viel Wille und Verständnis vorhanden waren. Was in deutschen Landen unter der jahrhundertelangen Arbeit einer unendlichen Zahl kraftvoller, kluger, vorbildlicher Menschen in einem Volk herangepflegt worden war, dessen kriegerische Eignung auf der Welt einzig dasteht, sollte er auf einen Staat übertragen, der volklich ge-

spalten, wirtschaftlich und technisch zurückgeblieben, seit zwei Jahrhunderten fast ununterbrochen von einer Niederlage zur anderen gegangen war und der auch in seiner militärisch größten Zeit seine besten Truppen aus volksfremden Elementen gebildet hatte.

Goltz ist zudem in diesen zwölf Jahren in der Türkei niemals in der Lage gewesen, eine Truppe zu führen. Er sollte nur lehren und beraten. Trotzdem ist es ihm gelungen, zusammen mit einigen anderen deutschen Reformern die türkische Armee über diese tote Zeit hinwegzubringen und den Grund zu legen für die völlig überraschenden Leistungen der Türkei, die diese von 1914 ab gezeigt hat. Aber es liegt auf der Hand, daß es ausgeschlossen war, durch theoretische Belehrung und Beratung das Heerwesen eines so tief verwitterten Staates auf feste moderne Grundlagen zu stellen.

Die Geschichtsschreibung verwirft es im allgemeinen, Erwägungen anzustellen, wie die Dinge verlaufen wären, wenn dieser oder jener Umstand anders gewesen wäre. Sie tut das mit Recht; denn ihr eigenes Recht beruht auf der Vorstellung von der Zwangläufigkeit alles Geschehens. Und doch kann man nicht umhin, zu bedauern, daß die Türkei in den Jahren, die auf den Krieg von 1878/79 folgten, nicht einen Mann an der Spitze gehabt hat, der die Frist ungestörten Arbeitens, die sich damals bot, ausnutzte, um dem Staate durch kräftige Reformen, zu denen man der ausländischen Helfer nicht entraten konnte, die gesunde Grundlage wiederzugeben. In jenen Jahren war es, wo der Türkei die Dienste einer einzigartigen Persönlichkeit wie Goltz geschenkt wurden. Eines Mannes, der mit Kriegserfahrung und umfangreichem Wissen jene Fähigkeit verband, Menschen zu behandeln, die so selten zu finden, die aber die Vorbedingung ist, um unter Fremden eine führende Stellung einzunehmen. Aber man wagte nicht, ihn außerhalb des Hörsaals und der Schreibstube zu verwenden. Der Führer des türkischen Staatswesens verschlief seine Mission und seine Zeit. Wäre die Türkei als ein militärisch gefestigter Staat in die europäische Spannungsperiode hineingegangen, die etwa mit dem Jahre 1908

beginnt, so wäre der Balkankrieg von 1912/13 voraussichtlich unmöglich gewesen und damit erhob sich die Aussicht, den großen Brand der Weltkatastrophe zu verhindern. Organisatorische und diplomatische Maßnahmen traten dann an die Stelle der militärischen; eine einfache Überlegung, die zeigt, welch großes Interesse insbesondere Deutschland an der Erhaltung und Stärkung der Türkei gehabt hat. Diese Erkenntnis hat Goltz bei seiner Arbeit am Bosporus festgehalten.

Er war bei seinem Eintreffen in der Türkei zunächst mit der Leitung der Kriegs- und Generalstabsschule beauftragt worden. Drei Jahre später wurde er Unterchef des Generalstabes und nun begann seine organisatorische Tätigkeit. Trotz aller Hemmnisse leistete er für die türkische Armee Außerordentliches. Es ist von Interesse, das Urteil der „Times", also des Feindes, hierherzusetzen, das diese in einem längeren Artikel über ihn im April 1916 anläßlich seines Todes über diese Zeit seines Lebens fällte: „Obwohl er vom Sultan Abdul Hamid mit seiner Aufgabe (eben der Reorganisation der türkischen Armee) beauftragt worden war, legte ihm der argwöhnische Monarch dauernd Hindernisse in den Weg. Goltz' Geduld und Zähigkeit triumphierten über alle Opposition. Die ersten drei Jahre verwandte er auf das Studium der Verhältnisse in der Türkei. Am Schlusse dieser Periode führte er das verbesserte allgemeine Wehrsystem ein, auf dem die türkische Armee noch jetzt beruht. Er brachte außerordentliche Verbesserungen in der Ausrüstung, der Bewaffnung und der Ausbildung an und als er im Jahre 1895 seine Tätigkeit als beendet ansah, besaß die Türkei eine reorganisierte Armee, von deren Kraft Europa sich kaum Rechenschaft gab."

1895 kehrte Goltz in die preußische Armee zurück und übernahm die Führung der 5. Division in Frankfurt a. O., dann 1898 die Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen. Auch auf diesem ihm ursprünglich fremden Gebiete hat er bahnbrechend gewirkt. Die taktische und technische Ausbildung der Pionierwaffe, die lange Zeit ein Sonderdasein geführt hatte, ist zum großen Teile ihm zu verdanken. Er hat den

Ausbau jener Befestigungskette im Masurischen Seengebiet veranlaßt, die 1914 zur Trennung der Armeen Rennenkampf und Samsonow zwang und Hindenburg die Operation von Tannenberg ermöglichte.

Im Jahre 1902 trat Goltz dann an die Spitze des Armeekorps seiner Heimatprovinz. Aus ihm machte er eine Art Gegenstück zum XVI. Korps seines einstigen Vorgesetzten, des Grafen Haeseler. Winterübungen — und es kann kalt werden in Ostpreußen! — Nacht- und Grenzritte, Übungen aller Waffen im Überwinden von Flußläufen, Übungen der Garnisonen gegeneinander, abgesehen von den großen Herbstübungen, bei denen regelmäßig ein oder zwei Tage als Kämpfe zweier Divisionen gegen die durch Kavallerie verstärkte dritte verflossen. Und das alles in der ins russische Gebiet hineinragenden Provinz, wo der Gedanke, einst vielleicht auf demselben Boden gegen den Nachbar sich schlagen zu müssen, allen Friedensübungen einen Hauch vom Ernste der Wirklichkeit verlieh. 1907 gab er das Korps ab an den General v. Kluck, den späteren Führer der I. Armee beim Einmarsch in Frankreich. Ich erinnere mich, wie er bei den Herbstübungen 1907 den zur Besprechung versammelten Offizieren seinen bevorstehenden Rücktritt mitteilte. Er fühle sich, sagte er, noch stark genug, um das Korps als dessen Führer auf der Stufe zu halten, auf der es stehe, aber nicht mehr so rüstig, um es auf eine höhere zu bringen. Daher habe er sich veranlaßt gesehen, Seine Majestät zu bitten, einen anderen, jüngeren, an seine Stelle treten zu lassen. Er war 63 Jahre, aber kein alter Mann und wir sahen nicht ein, warum er von uns scheiden solle.

Auch sein König wollte nicht auf ihn verzichten. Goltz trat an die Spitze der 6. Armeeinspektion.

In diese Jahre fällt der Anfang dessen, was wir heute als die deutsche Jugendbewegung bezeichnen. Aus verschiedenen Anfängen, ja aus verschiedenen Gedankengängen hervorgehend, ist heute der kraftvoll fühlende Teil der Nation im Begriff, einen neuen Typus des deutschen Menschen auszubilden. Mächtig hat diese Gedanken der Krieg gefördert.

Unter denen, die diese Volksbewegung — denn um nichts weniger handelt es sich — erweckt und geleitet haben, steht mit an erster Stelle der General v. d. Goltz. Hatte er schon in den 70er Jahren auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Kräfte der heranwachsenden Teile des Volkes frühzeitig für den Dienst mit der Waffe vorzubilden, so fühlte er, auch jetzt den meisten der älteren voraus, daß hier etwas sich rege, was weit über den Rahmen einer militärischen Schulung hinauswies, daß ein Menschenideal im Werden sei, in dem die Notwendigkeiten des persönlichen Dienstes am Staate nicht mehr als Last begriffen werden, sondern als Erfüllung eigenen Wollens und das daher den Einzelmenschen nicht mehr als mechanisierten Teil einer großen bureaukratisch geleiteten Maschine einverleiben will, sondern ihm die sittliche Forderung einprägt, aus freiem Entschluß und als selbständige Persönlichkeit sich in den Organismus seines Volkes einzuordnen. Diese Erkenntnis führte zur Gründung des Jung-Deutschland-Bundes im Jahre 1911. Goltz selbst hat dessen „Gesetz" geschrieben. Man hört den Gleichklang mit den Tagen der Frühromantik zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als sich zum ersten Male die gehobene schwungvolle Auffassung unserer klassischen Dichtung mit dem Bewußtsein eines großen, nationalen Zieles vermählte, als Fichte und Körner, Jahn und Arndt sprachen und verstanden wurden.

Und doch brachten diese Jahre dem zum Generalfeldmarschall Beförderten Bitteres.

1908, 1909, 1910 war er zu kürzeren Besuchen in der Türkei gewesen, um jetzt unter veränderten Verhältnissen nach dem Rechten zu sehen und seinen Rat zu leihen. Der Verfall des türkischen Staates hatte diesem Männer erweckt, die solchem nicht zusehen, sondern, sei es auch durch den Aufruhr, eine Stärkung des Staates und seiner militärischen Geltung herbeiführen wollten. Ihr Beginnen — wie jede revolutionäre Handlung — führte zu einer schweren Erschütterung. 1908 annektierte Österreich die bisher nur provisorisch besetzten Provinzen Bosnien und Herzegovina endgültig. Gleichzeitig erklärte Bulgarien sich zum völlig unabhängigen Königreich. An sich zwei

Vorgänge, die über kurz oder lang eintreten mußten, die aber eine tiefe Gährung in die Völker des Balkans brachten, weil sie die offenbare Schwäche der Türkei deutlich vor Augen führten. Dann begann 1911 die Expedition Italiens nach Tripolis. Noch war sie nicht durch einen Frieden abgeschlossen, als der Sturm losbrach. Sämtliche Balkanstaaten warfen sich verbündet auf ihren alten Gegner. Im raschen Anlauf entrissen sie ihm fast den ganzen europäischen Besitz. Mühsam gelang es, an der Tschataldscha-Linie wenigstens die Hauptstadt zu sichern. Nur der Streit um die Beute und die dadurch entstehende Isolierung Bulgariens gaben den aufs schwerste mitgenommenen Streitkräften der Türken die Gelegenheit, sich wieder Adrianopels zu bemächtigen. Goltz' zwölfjährige Arbeit schien vergeblich. So urteilte die Welt, so urteilten viele, selbst maßgebende Kreise in Deutschland. 1913 erbat er den Abschied. Seine Laufbahn schien beendet.

Da setzte der Balkan — wie vor 60 Jahren im Krimkriege, aber in anderer Gliederung und in ungleich heftigerem Maße — die europäischen Großmächte gegen einander in Bewegung: der Große Krieg begann. In Hannover wartete untätig Hindenburg, in Berlin Goltz. War der große Kampf, auf den sie sich ihr Leben hindurch vorbereitet hatten, für sie zu spät gekommen? Am 23. August übernahm Hindenburg den Befehl in Ostpreußen, am 25. August Goltz das Generalgouvernement Brüssel. Ein Tannenberg war dort nicht zu schlagen. Ihm blieb die Leitung der Abwehr gegen die aus Antwerpen ausfallenden Belgier. „Goltz", hatte in früheren Jahren einer seiner Kameraden von ihm gesagt, „hat den Instinkt eines Maultieres, immer am Abgrund entlang gehen zu wollen." Daran wird man erinnert, wenn man die Erzählung seines Adjutanten, des Oberstleutnant v. Restorff, liest: „Als Mitte September die schweren Ausfallgefechte der belagerten belgischen Armee aus Antwerpen stattfanden, wurde ihm die Leitung der Operationen auf diesem Gebiet übertragen. Da war der Feldmarschall in seinem Element, stets bei den Truppen, immer dort zu finden, wo der Brennpunkt des Kampfes war. Am 12. September, dem kri-

tischsten Tage, befahl er den Angriff gegen den belgischen rechten Flügel bei Grimberghen. Der Feind war in Übermacht. Da ging der Feldmarschall selbst in die vorderste Schützenlinie und machte den Angriff mit. „Mit welchem Visier schießt Ihr denn, Kinderchen?“ „Standvisier, Exzellenz, der Feind liegt auf 200 Meter.“ Und so geschah es noch oft. Löwen, Haecht, Eppeghem, Termonde, Alost, Quatrecht, Dixmuiden, Gheluvelt, der Kai-Berg bei Morslede und viele andere Ehrenfelder in dem blutgetränkten Belgien haben den Feldmarschall in den Stunden gesehen, wo am heftigsten um sie gestritten wurde. Voll Stolz kehrte er an einem Herbstabend von Bercelaire zurück, wo ihn eine englische Kugel auf 90 Schritt an der Backe getroffen hatte. „Das hätte leicht ins Auge gehen können“, sagte er nur mit seinem köstlichen, nie versagenden Humor.

Da sandte ihn Ende November 1914 der Kaiser in die Türkei.

Die große Zeit seines Lebens schien an dessen Abend anbrechen zu sollen. Er traf am Bosporus andere Verhältnisse als die, unter denen er einst gearbeitet hatte. Die deutsche Militärmission, unter General Liman v. Sanders, die seit 1913 dorthin entsandt war, hatte nicht in der beratenden, oft beargwohnten Rolle der früheren Reformer, sondern als verantwortliche Leiter türkischer Truppen eine bewundernswerte Arbeit geleistet. Die türkische Armee, Ende 1913 nur Trümmer eines Heeres, war wieder schlagfähig, kriegsbereiter als je. Aber auf wie lange? War sie fähig, gegen europäische Truppen zu fechten? Und welche Aufgabe fiel ihr im Rahmen des großen Krieges zu?

Ende Oktober war die Türkei, deren Mobilmachung schon geraume Zeit vorher angeordnet war, in den Krieg gegen die Entente eingetreten. Die Gefahr, in die sie sich damit begab, war gewaltig. Denn es fehlte dem durch lange Jahre der Mißregierung, verlorene Kriege und innere Kämpfe erschütterten Lande die Möglichkeit, aus eigener Kraft alle die technischen Hilfsmittel herzustellen, ohne die heutigen Tages der große Krieg nicht mehr möglich ist. Keine Lokomotive, keine Eisenbahnschiene konnte innerhalb der Türkei angefertigt werden, keine irgendwie nennenswerte Menge an Munition und Heeresgerät. Dazu

traten die Schwierigkeiten der Ernährung und der Gesunderhaltung der versammelten Menschenmassen. Auf die eigene Kraft aber blieb die Türkei angewiesen, so lange keine Verbindung mit dem Energiezentrum des mitteleuropäischen Bundes, mit Deutschland, hergestellt wurde. Die Hilfe durch „Göben" und „Breslau", die Entsendung von deutschen und österreichischen Technikern, der abenteuerliche Schmuggel von Munition und Gerät durch Rumänien und Bulgarien änderten daran wenig. Bereits Mitte November war die deutsche Oberste Heeresleitung auf die Unhaltbarkeit dieser Zustände aufmerksam geworden. Mit großer Energie hatten sich auch die leitenden Persönlichkeiten des Auswärtigen Amtes dafür eingesetzt, daß eine unmittelbare Verbindung nach der Türkei hergestellt werde. Diesen Gedanken hat der Generalfeldmarschall mit Folgerichtigkeit verfolgt, seitdem er Ende November die Ausreise nach Konstantinopel angetreten hatte. Anfänglich mochte es scheinen, als werde die österreichisch-ungarische Offensive durch Serbien unter dem Feldzeugmeister Potiorek diese Aufgabe in absehbarer Zeit lösen, vielleicht unter Mitwirkung von ein bis zwei deutschen Divisionen gegen die Nordostecke Serbiens, die sich — der sogenannte Negotiner Zipfel — zwischen Ungarn und Bulgarien schiebt. Aber in den ersten Dezembertagen brach diese Erwartung mit der schweren Niederlage zusammen, die die österreichisch-ungarischen Waffen in Serbien erlitten. Von ihnen war eine Öffnung des Weges nicht mehr zu erhoffen.

Dementsprechend hat sich Goltz von Konstantinopel energisch dafür eingesetzt, daß deutscherseits eingegriffen werde. Seine Anschauung geht aus dem folgenden Berichte des deutschen Botschafters hervor, der unter dem 14. Dezember 1914 schrieb:

„Generalfeldmarschall Freiherr v. d. Goltz bittet mich, zu melden, daß er die Könige von Rumänien und Bulgarien wenig geneigt gefunden habe, in den Krieg einzugreifen." . . . . . „Im übrigen bestätigen die vom Freiherrn v. d. Goltz im Balkan gewonnenen Eindrücke durchaus meine Auffassung, daß nicht nur die Entwicklung der Dinge im Orient, sondern vielleicht der Ausgang des Krieges jetzt von der Frage der Verbindung zwischen

Bulgarien und Osterreich über Serbien abhängt. Sobald dieser Weg offen ist, wird Bulgarien sicher in Aktion treten und durch Besetzung Mazedoniens definitiv das Tischtuch zwichen Rußland und Bulgarien zerschneiden. Der Druck Osterreichs, Bulgariens und der Türkei auf Rumänien würde dann so stark werden, daß letzteres mitgerissen werden könnte. Es eröffnet sich dann die Perspektive auf eine gemeinsame Aktion in der Richtung auf Bessarabien und damit eine Bedrohung der vitalen Teile Rußlands."

..... „Auch der Ausgang der türkischen Operationen hängt fast ausschließlich von der Freiwerdung der serbischen Wasser- und Landverbindungen ab. Der Zeitpunkt läßt sich genau berechnen, zu welchem die Türkei ihre kriegerischen Aktionen beschränkt und schließlich einstellt." ......

Der General v. Falkenhayn teilte diese Auffassung, zum mindesten soweit, daß auch er davon überzeugt war, daß die Türkei, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, dem zu erwartenden Ansturm der Entente nicht gewachsen sein werde. Bis in die Januartage 1915 war er bemüht, im Verein mit der Leitung des österreich-ungarischen Heeres und dem Oberbefehlshaber Ost, deren Truppenforderungen für die Kämpfe an der europäischen Ostfront freilich dringlich waren, Kräfte auszusparen, die das serbische Hindernis durch einen Winterfeldzug aus dem Wege räumen sollten. Dann mußte er gegenüber der Gespanntheit der Lage im Osten und Westen diesen Gedanken aufgeben. Noch einmal setzte sich Goltz unter dem 15. Januar 1915 in einem längeren Schreiben für die schleunige Durchführung eines deutsch-österreich-ungarischen Angriffes auf Serbien ein: „Zunächst muß der Weg von Mitteleuropa nach Konstantinopel, der durch Serbien geht, für Kriegsmaterialtransporte freigemacht werden. Das kann nur durch kräftiges Eingeifen deutscher und österreichischer Truppen geschehen, die hinreichend stark sind, Serbien völlig niederzuwerfen, was leider zu Beginn des Weltkrieges verabsäumt worden ist." ..... Und erneut im März, als sich schon die Wolken eines großen Angriffes auf die Darda-

nellen zusammenzuziehen begannen, führt er aus: ein Einsatz von 300 000 Mann gegen Serbien öffne den Weg nach der Türkei, bringe Bulgarien und Rumänien auf unsere Seite und verschaffe uns einen Zuwachs von rund 1 Million Truppen. Einem feindlichen Balkanbunde aber wäre Österreich nicht mehr gewachsen. Ein solcher Bund drohe, wenn nicht bald gegen Serbien (und Rumänien) vorgegangen werde. Doch die Dinge waren stärker als die Bemühungen des Generals von Falkenhayn, dem, wie er an Goltz schrieb, „die ungeheure Bedeutung des Niederwerfens Serbiens, oder zum mindesten die Herstellung einer sicheren Verbindung zwischen den Zentralmächten einerseits, Bulgarien und der Türkei andererseits ganz klar" war.

Es bleibt eine der außerordentlichsten Leistungen des Großen Krieges, daß es der Türkei gelang, unter der zähen und kühnen Führung des Marschalls Liman v. Sanders die Dardanellenkämpfe siegreich durchzufechten. Freilich, mit einem ungeheuren Einsatz von Menschenleben und unter Hergabe der besten Kraft dieses nur eben wieder aufgebauten Heeres.

Welche Bedeutung die rechtzeitige Eröffnung des Weges durch Serbien, im Winter oder Frühling 1915, gehabt hätte, ist durch die angeführten Äußerungen v. d. Goltz' schon angedeutet. Wir dürfen hinzufügen, daß, wenn im April 1915 der Weg durch Serbien frei und die serbische Armee geschlagen in den Südteil ihres Landes oder über die albanische Grenze geworfen war, der Angriff auf die Dardanellen von vornherein aussichtslos wurde.

Vielleicht war dann auch das Eingreifen Italiens zu vermeiden. Großartige Ausblicke eröffneten sich der deutschen Kriegsführung. Für den Generalfeldmarschall aber wäre es eine der glänzendsten Genugtuungen für seine zähe, immer wieder treu eingesetzte Arbeit gewesen, zu sehen, wie türkische Armeekorps unter deutscher oberster Leitung in Rußland die Entscheidung gaben.

Das ist ihm nicht beschieden gewesen. Aber er war Zeuge der siegreichen Abwehrkämpfe an den Dardanellen und dann

kam der Tag, da der langgehegte Wunsch Wahrheit wurde und die Landverbindung nach Deutschland sich öffnete.

Der Generalfeldmarschall weilte schon nicht mehr in Konstantinopel. Im Oktober war ihm das Kommando der türkischen Armee im Irak (Mesopotamien) und Persien übertragen worden. „Ich werde wohl kaum mehr aus Mesopotamien zurückkehren. In so hohem Alter bezahlt man solche klimatischen Luftveränderungen meist sehr teuer. Aber die heilige Pflicht steht obenan," waren seine Worte, als er sich in Haidar Pascha von den Zurückbleibenden verabschiedete. Die Aufgabe, die vor ihm lag, war denkbar schwierig. War die Versorgung der türkischen Armee bei Konstantinopel infolge der Entfernung von Mitteleuropa auch nach der Eröffnung der Eisenbahn immer noch beschwerlich, hier in Mesopotamien war sie es noch weit mehr. Denn hierhin reichte überhaupt keine Eisenbahn. Hier stand man in einem kaum die notwendigste Verpflegung bietenden Lande einem Feinde gegenüber, der, was Zahl und Ausrüstung seiner Truppen betraf, weit überlegen war und der nur eine verhältnismäßig kurze Landetappe hinter sich hatte. Noch schwieriger ließen sich die Dinge in dem rätselhaften Persien an, von dessen militärischer Erhebung man große Ergebnisse erwartete, die niemals zu verwirklichen waren.

Und doch geschah hier in Mesopotamien das Unwahrscheinliche. Die auf Bagdad vordringenden englischen Kräfte wurden bei Ktesiphon (22./24. November 1915) im offenen Felde von den Türken geschlagen, zur Umkehr gezwungen und dann bei Kut el Amara eingeschlossen. Dort reifte langsam die Frucht des Feldzuges: aber der den Sieg geplant und herbeigeführt hatte, sah ihn nicht mehr. Jene Worte in Haidar Pascha waren nur zu richtig gewesen; nicht die feindliche Kugel raffte den alten Kämpfer dahin, sondern die große Kriegsseuche des Ostens, das Fleckfieber. Am 19. April 1916 erlag er ihm in Bagdad. 10 Tage später fiel Kut. Gegen 20 000 Engländer und Inder wurden gefangen. Wie ein Donnerschlag rollte die Nachricht durch den Orient.

* * *

Großes gewollt haben, ist groß! Der jetzt im Garten der deutschen Botschaft zu Therapia am Bosporus ruht, war ein Mann, der groß dachte, der Großes wollte, dem große Entwürfe ein Bedürfnis waren, ein kluger, ein fleißiger, ein pflichttreuer Mensch, einer der Besten unseres Volkes, vielleicht der edelste Tote unter den vielen Hunderttausenden des Großen Krieges.

Ein tragischer Zug kennzeichnet sein Leben, noch mehr seinen Tod. Die Kränze, nach denen seine Hand griff, blieben ihm versagt; wo er gesät hatte, durfte er nicht ernten; die große Genugtuung des Führers zum Siege wurde ihm nicht zuteil. Aber wir richten nicht nach dem Erfolge, sondern nach der Größe der gesteckten Ziele, der Treue der Arbeit und der Kraft des Wollens und wir erkennen: dieser Mann war aus der Art der Menschen, die Weltgeschichte machen und die wir groß nennen.

✱



ERINNERUNGEN AN DEN GENERALFELDMARSCHALL V. D. GOLTZ

AUS MEINEM TAGEBUCH

Von THEA V. PUTKAMER, Berlin

Konstantinopel, 22. 4. 16.

Der alte Goltz tot! . . . . .

„Ich habe ihn nicht gekannt, sagt mir ein junger türkischer Offizier, aber den ganzen Tag fühle ich eine entsetzliche Trauer. Welch ein Verlust für unser ganzes Volk, für den Islam!! Wenn ich regierte, würde ich alle Läden schließen lassen und Zeichen der Trauer überall anbringen . . . ."

„Wer wird ihn ersetzen?" fragt ein junger Student, der mit an unserm Tische sitzt.

Aber der andere antwortet: „Er ist unersetzlich!" (Und obwohl ich den Namen dieses jungen Mannes nicht verzeichnet habe, so ist mir doch genau erinnerlich, mit welch feierlichem Ernst, ganz ohne alle Theatralik, diese Worte gesprochen wurden.)

Er fuhr fort: „Sein Name war für uns zu einem Idol geworden. Für ihn taten wir alles!"

•

Dann bei mir daheim die alte Griechin (Frau des nun schon verstorbenen, schwedischen Photographen Berggren, der noch vor Trazierung der anatolischen Bahnlinie den damaligen Major v. d. Goltz und Dr. Ritter von Kühlmann sen. in das Innere Kleinasiens begleitete). Sie hat sich an die deutsche „Invasion" nicht allzu gern gewöhnt; aber Goltz-Pascha — das ist etwas Exzeptionelles! „Wie nett er war, wie liebenswürdig! Er wohnte in der Rue Sofiali, und unser Atelier lag auf der Großen Perastraße. Er kam und setzte sich zu mir: Erzählen Sie mir etwas Neues. — Ach, Exzellenz, was soll ich erzählen? Ich weiß nichts. Und dann fing er an zu plaudern . . ." Die alte, schreck-

haft häßliche Frau verjüngt und verschönt sich bei dieser Erinnerung, auf die sie, obwohl Perotin, stolz ist.

* * *

Und heute, im vierten Jahre des Unheils für Deutschland, entsinne ich mich wehmütig des großen Mannes alter Zeit und der wenigen Male, die ich mit ihm zusammen war, jenes letzten Abends vor allem vor seiner Abreise zur Bagdadfront, als ihm das Fläschchen Rotwein und nachher der Sekt so gut schmeckte und seine große Erzählfreude über ihn kam . . . . Von vielen wurde sie als Alterserscheinung gebrandmarkt; mir aber schien Unerschöpflichkeit seines Gedächtnisses, Gewandtheit seines Ausdrucks, Feinheit seiner Malice, die auch sich selber nicht schonte, etwas Erstaunliches, und die Memoirenliteratur wäre um ein prächtiges Werk reicher geworden, hätte des öfteren ein Stenograph ihm folgen können.

Fußbrecherisch war der Weg zur Villa des alten Feldmarschall: Sie gehörte einem ententefreundlichen Griechen, der zu Beginn des Krieges das Weite gesucht hatte, und lag — massig und überraschend zwischen handtuchartig schmalen Gehäusen und lumpigen Holzhütten — in der Rue des Télégraphes, (die eigentlich nur eine Gasse war).

Die kleine Tafelrunde am 5. November 1915 bestand aus fünf Personen: links vom Feldmarschall saß ein Ingenieur, Dr. Schacht, dann sein stellvertretender türkischer Adjutant, Ismael Hakki (Sohn des englandfreundlichen Tewfik Pascha, der seit dem Waffenstillstand mehrere Male Großwesir gewesen ist, und einer Wiener Mutter. Hochbewandert in deutscher Art und deutscher Sprache, in die mitunter aus dem Berliner Nachtleben stammende Drolligkeiten sich mischten, inzwischen Schwiegersohn des Sultans). Auf der andern Seite des alten Goltz ich und sein deutscher Adjutant, Rittmeister v. K.

Nach dem Essen — mir ist nur noch ein vorzüglicher, nach deutscher Weise bereiteter Rotkohl erinnerlich — blieben wir beim Champagner sitzen. Aus den Erzählungen von Goltz-Pascha über seine Führerzeit beim Jungdeutschlandbund will ich

nur eines hervorheben: „. . . Man verlangte immerfort, es sollte der Patriotismus mehr gepflegt werden; bei jedem Klimmzug hätte der Junge schreien sollen: Es lebe der Kaiser! bis ihm der Atem ausging. Olmasz! (unmöglich) ruft der Feldmarschall auf türkisch, „damit wurde nur Widerwillen erzeugt".

Sein Sarkasmus hatte nichts von Blitzen aus dunkler Wolke; er versprühte in zahllosen elektrischen Funken mit feinem Prickeln, ohne zu blenden und zu erschrecken. Ein wahres Kabinettstück (ich behalte mir das Recht zur Verfilmung vor!) gestaltete er aus dem hirnverbrannten Ehrgeiz eines Steuerrats aus Prenzlau, den Allah inzwischen mitsamt seiner Titelnarrheit und Ordenssucht zu sich berufen haben wird. Damals — in den 80 er Jahren — kam seine Berufung von Abdul Hamid und galt dem ewig im Argen liegenden Steuersystem des türkischen Reiches.

(Daß damals im Deutschen Reich dieselbe unglückliche Hand bei der Auswahl von Persönlichkeiten fürs Ausland obwaltete, wie etwa kurz vor dem Weltkrieg, wird niemand bestreiten, der den alten Feldmarschall über den Dünkel dieses unvermutet aus der Versenkung geholten Rates plaudern hörte.)

Wer zu Hofe eingeladen wurde, erhielt von dem freigebigen Sultan auch gleich die seinem Range entsprechende Uniform. Da fanden sich für Se. Steuerrätliche Gnaden versehentlich für die nächst höhere Rangstufe bestimmte Kleider vor . . . Unmöglich für die Höflichkeit der Orientalen, sie ihm wieder zu entreißen! Schnell ein Dekret — und der Hochbeglückte trat von nun an am türkischen Hof, wie in der kleinen deutschen Kolonie Peras als „Bala" — Wirklicher Geheimer Rat, Exzellenz — auf.

Schwoll dem Hahn der Kamm, so wuchs noch mehr — jener der Henne. „M e i n Mann ist Bala", betonte die Frau Steuerrätin bei jeder offiziellen und inoffiziellen Gelegenheit (ich höre noch, wie listig und pointiert der alte Goltz das wiedergab); überall beanspruchte sie den Vortritt. Zu einer Vorstellung in dem Theaterchen der petits champs hatte man dem Bala Logenplätze übersandt. Er aber fand heraus, daß die Loge nicht neben der

des Botschafters lag und erklärte, er würde die Billets zurücksenden, falls er diese nicht erhielte. Man willfahrte; die Gemahlin indes hatte ihren Spitznamen, die „Balayeuse"! (eine steife aber wertlose Rüsche, mit der man zur Zeit der langen Röcke über den Boden fegte).

Ebenso legte besagter Herr, als er sich bei einem offiziellen Diner schlecht plaziert fühlte, plötzlich seine türkischen Orden ab mit der Bemerkung, diese würden sich schämen, ihn auf so niederer Stufe zu erblicken.

Übrigens hatte Goltz-Pascha, ehe er diese bedauerliche Hoffart geißelte, sich selbst zu einer Schwäche bekannt: „Ich habe eine gewisse Vorliebe für Orden; der Zar ließ mir versehentlich statt des Annenordens den (höheren) Alexander-Newsky-Stern zugehen. Na, ich behielt ihn und bekam den Annenorden nachgeliefert."

Unerschöpflich strömten die Erinnerungen des Feldmarschalls gerade an die uns schon ins Legendenhafte gesteigerte Zeit der drei Paladnie! Er putzte umständlich seine Brille, nahm einen Schluck Sekt und sprach von der Erregbarkeit Bismarcks. „Der Kanzler weinte gelegentlich fast nach einem Streit mit seinem hartköpfigen alten Herrn, sprach sich dann gegenüber dem Generaladjutanten Lehndorff-Preyl die Heftigkeit weg, ließ sich nachmittags nochmals melden und — drang gewöhnlich nunmehr mit seinen Vorschlägen durch.

Denn gerade, wenn seine erste Erregung verflogen war, besaß er die größte Fähigkeit zum Verhandeln. Manchmal war es dem aufrechten Manne sogar nicht möglich, sich ein zweites Mal melden zu lassen. Dann war es wiederum die Delikatesse Lehndorffs, den der Kaiser zu Bismarck entboten hatte, die diesen seinem sogar von Schüttelfrost begleiteten, zornigen Brüten entriß und die beiden Recken wieder zusammenführte." —

Nach jenem schönen, unvergeßlichen Abend sollte ich den gütigen alten Herrn nicht mehr wiedersehen. Vorher hatte ich schon öfter ihn besucht und bei ihm speisen dürfen. Einmal traf ich ihn am Tage nach einem Ritt, der zu einer Inspektion der

gesamten ihm anvertrauten Küstenbefestigungen am Schwarzen Meer gedient und etwa einen ganzen Tag gedauert hatte.

Der Generalfeldmarschall strahlte; denn sein Begleiter, ein deutscher Oberst, hatte sich am nächsten Tage krank melden müssen. Ei, welch spöttisches Augenzwinkern hatte er dabei ... Ihm, dem 72jährigen, machten dergleichen Strapazen nichts aus. Wenn ich nicht irre, ging er am selben Abend nach dem Essen zu einem Schoppen in die Teutonia, und wie mir sein Adjutant, Major von Restorff, anvertraute, sei es enorm schwer, den Unverwüstlichen vom fleißigen Vertilgen des guten Bomonti-Bieres weg und heimwärts zu bringen. — Über nichts war der alte Goltz so vergnügt, als daß er einmal tatsächlich durch einen Granatsplitter einen gehörigen Kratzer auf der Backe wegbekam. Es sah fast so aus in Belgien, als suchte er dergleichen, gestand mir Restorff, samt seiner eigenen unangenehmen Lage. Denn wenn der kleine Feldmarschall sich rücksichtslos ohne Deckung preisgab, mußte der lange R. hinterher — als Zweiter, den sich natürlich die jetzt erst aufmerksam gewordenen feindlichen Scharfschützen gehörig aufs Korn nahmen. —

Neben diesen erzsoldatischen Zügen, die auf Goltz' ostpreußische Abstammung hindeuten, standen unvermittelt andere: jener Hang zum Literarischen, jenes phänomenale Gedächtnis für Poesie, namentlich für die türkische, in der er sich ganz daheim fühlte.

Wir sprachen irgendwie von Keschan (nicht weit von dem seit Verstümmelung der Türkei zum Grenzort gewordenen Enos) im militärischen Sinne. Plötzlich ein Schweifen seiner Stimmung: dorthin wurde ein türkischer Dichter verbannt. Er hat seine Klage darüber in dem „Leid von Keschan" gesungen — und nun zitierte der Feldmarschall, ließ eine Literaturgeschichte bringen, und siehe da, alles stimmte ... Kein Wunder, daß jener türkische Jüngling hervorhob: Für ihn taten wir alles, daß die schöne Frau Pertew Pascha in Smyrna mir sagte: Ich liebe ihn wie einen Vater (ihr Gatte wiederholte mir das gleiche), daß endlich nach dem Fall von Kut el Amara der türkische General (war es nicht Halil Pascha?) mit seinen Soldaten zu der vorläufigen Ruhe-

stätte des Marschalls bei Bagdad zog und ein förmliches Gebet zu ihm sprach: „Was Du begonnen hast, erhabener Muschir, Deine Söhne haben es vollendet. Sie bringen Dir den Sieg über die Engländer, den Fall von Kut als ein Geschenk dar. Gib uns Deinen Segen, o mein Vater!“

Wer die türkische Dankbarkeit gegen einen gütigen und gerechten Lehrer kennt, weiß, daß diese Hingabe eines so schwer sich fremden Vorzügen beugenden Volkes echt war.

Die Araber Mesopotamiens haben heute einen ähnlich idolisierten Briten, Sir Percy Cox (den sie „Cokkus“ nennen), als moralischen Führer; ob es nicht gelungen wäre, den alten Goltz zum Entfesseler der vielen latenten Kräfte im Islam, zum wirklichen Erwecker des nur ausposaunten und durch keine wirkungsvolle Propaganda unterstützten „heiligen Krieg“, des Djihad, zu machen?

Müßige Frage heute nach dem restlosen Zusammenbruch aller unserer Orientpläne! Möge aber der stille Schläfer am Bosporus zu einem Wächter werden über die geheimen Bande der Freundschaft, die sich noch von dort zum Rhein, zur Spree und wieder zurück schlingen!



DEUTSCHLAND IM KAUKASUS

Von Professor Dr. E. ZUGMAYER,
München, Germaniastraße 7

Der Argonautenzug war die erste Forcierung der Dardanellen, die erste Expedition eines europäischen Kulturvolks nach den entlegenen Küsten des Schwarzen Meeres, von der wir Kenntnis haben. Der Trojanische Krieg war eine zweite, ungleich wuchtigere. Löst man die zahlreichen Verbrämungen, mit denen die Sage die Fahrt der Argonauten umgeben hat, von dem inneren Kern ab, so ergeben sich Absichten und Zustände, die man getrost auch in spätere Jahrhunderte versetzen kann.

Was die Argonauten suchten, war das Goldene Vließ, mit anderen Worten Gold, und Gold steht als edelster für alle übrigen Rohstoffe des Landes. Das sagenhafte Vließ ist wohl nichts anderes als das Schaffell, das, in einen Rahmen gespannt, zum Goldwaschen benutzt wird. Sand und Schlamm ziehen durch, das Gold bleibt hängen und wird aus dem entspannten und getrockneten Fell herausgeklopft. Auf diese Art wird heute noch in vielen Teilen Asiens Gold gewonnen.

Jason lehrte die Kolcher Stiere vor den Pflug spannen, also modernen landwirtschaftlichen Betrieb anstelle des alten Hackbaues; er brachte die Männer der Drachensaat dazu, einander gegenseitig zu bekämpfen, stiftete also Zwietracht unter den Feinden der Kolcher. Und er entführte das Goldene Vließ nebst der schönsten Tochter des Landes. In nüchtern moderne Worte übersetzt: Die Griechen brachten Waffenschutz und Kulturgüter und empfingen dafür Rohstoffe. Daß die Liebe in der Sage auch eine Rolle spielt und daß die Expedition allem Anschein nach nicht ganz erfolgreich war, auch dafür ließen sich neuzeitliche Analogien unschwer anführen.

Während uns Abendländern die Argonautensage etwas Weitabliegendes ist, einmal in der Schule gehört, ein andermal aufgefrischt durch den Titel eines Dramas und den Namen eines Ordens, gehört sie im Kaukasus, wenigstens bei seinen kultiviertesten Bewohnern, den Georgiern, zum täglichen Bestand der

Allgemeinbildung; Vornamen, die Namen von Vereinen, ja die Firmen von Gasthäusern und Kabaretts nehmen in verschiedener Form auf die alte Sage Bezug.

Als Bewohner einer Meeresküste waren es auch die Georgier, über die das Abendland am besten unterrichtet war, mit denen unmittelbarer Handel getrieben werden konnte und die von allen übrigen Kaukasusvölkern zuerst und am dauerhaftesten in politische und dynastische Verbindungen mit Griechenland, Rom und Byzanz traten; dies umsomehr, als sie ihre nationale Selbständigkeit im Lauf der Jahrhunderte mit größerer Zähigkeit festhielten oder wiedergewannen als ihre östlichen oder südlichen Nachbarn. Die großen Völkerstürme des Mittelalters, die Einbrüche der Mongolen, der Seldschuken, Timurs und der Osmanen sandten ihre Ausläufer zwar auch bis Georgien und unterbrachen dessen unabhängiges Bestehen, aber die Hauptwogen ergossen sich südlich vorbei, und als um das 15. Jahrhundert die Macht der Russen dem Kaukasus immer näher rückte, war Georgien der einzige freie Staat, den sie dort noch antrafen, abgesehen von den Bergstämmen des Hochkaukasus, deren zeitweisen Zusammenschluß gegen äußere Feinde man aber nicht als Staatenbildung bezeichnen kann. Immerhin erhielt Georgien sich als selbständiges Königreich bis in das 19. Jahrhundert und erst gegen Ende dieses Jahrhunderts rundete Rußland durch Hinzufügen von Teilen Persiens und der Türkei sein transkaukasisches Gebiet zu dem Umfang ab, der uns bis zum Ausbruch des Weltkrieges geläufig war. Am längsten verteidigten sich, unterstützt durch die wilde Natur ihrer Hochgebirgsheimat, die islamischen Bergstämme des Ostkaukasus unter dem berühmten Imam Schamyl, ein Freiheitskampf, der großen moralischen Einfluß auf die früher schon gebändigten Völker zeitigte und den Gedanken an die Wiedergewinnung der Freiheit nie einschlummern ließ; auch die Armenier, die bisher nur zwischen der Türkei und Persien aufgeteilt gewesen waren und dabei gar nicht schlecht fuhren, fügten sich nur widerwillig darein, daß ihr altes Land nun unter drei große Mächte verteilt worden und ihr innerer Zusammenhalt noch mehr zerrissen worden war.

35 Jahre sind eine winzige Spanne Zeit im Lauf der Weltgeschichte, und wenn auch der, der in dieser Zeit aufgewachsen ist, die augenblickliche Verteilung der Erde als ewig feststehende Tatsache anzunehmen geneigt ist, so ist dabei doch dem Drang der Völker nicht Rechnung getragen einerseits nach Abschüttelung unerträglicher Zustände, andererseits nach dem Wiedererlangen einer früher genossenen nationalen Freiheit.

Gegen die unerschütterte Macht des russischen Reichs anzukämpfen, wie sie sich um die letzte Jahrhundertswende darstellte, war für die Kaukasier, gleichviel welchen Stammes, aussichtslos. Doch schon das Knistern, das nach dem japanischen Krieg durch den russischen Riesenbau ging, ließ die neuunterworfenen Völker hoffnungsvoll aufhorchen; aber die Zeit war noch nicht gekommen. Jedoch sie kam für die Kaukasier mit großen Schritten, als der Weltkrieg ausbrach, als Deutschland sich mit der Türkei verbündete und als im Jahre 1915 die Russen schwer geschlagen schienen. Und hier setzt ein Widerspiel der verschiedensten Hoffnungen und Befürchtungen für die Hauptvölker des Kaukasus ein — Georgier, Armenier, Tataren und Bergstämme — das sich bei jedem dieser Völker anders darstellte, andere Möglichkeiten zu eröffnen schien und nach anderen Lösungen drängte, das hier Einigkeit zur Pflicht machte, dort alten Haß neu aufflammen ließ, hier neue Verbindungen knüpfte, dort alte Fesseln lockerte, — ein Gewirr von Wünschen und Tendenzen, das die Regelung der kaukasischen Angelegenheiten zu einem der vielseitigsten politischen und völkerpsychologischen Probleme machte, mit denen der Große Krieg und seine Folgen die Welt in so überreichem Maße versehen haben. Immerhin lassen sich in diesem Wirbel einige Hauptströmungen unterscheiden, die immer vorhanden waren und, unabhängig von einzelnen Politikern und ephemeren Erscheinungen, gewissermaßen als Elementarkräfte das Menschentreiben bestimmen und stets bestimmen werden. Es sind dies der Freiheitsdrang, der Rassenhaß und der Volkscharakter.

Niemand unter den Kaukasiern diente gern den Russen, abgesehen, hier wie überall, von einzelnen, die von der Fremd-

herrschaft profitierten. In dem Wunsch, von Rußland loszukommen oder doch in ein erträgliches Verhältnis zu ihm zu gelangen, waren sich die Kaukasier einig. Zwei von ihnen, die Georgier und Armenier, verband auch die Erinnerung an eine selbständige staatliche Vergangenheit und ein starkes Nationalgefühl; beide wollten ihre völkische Eigenart frei von russischem Einfluß pflegen und entwickeln; dasselbe wollten, wenngleich nicht in so ausgesprochenem Maße, auch die Tataren. Wirtschaftlich eng aufeinander angewiesen, schienen die drei Völker die Möglichkeit zu haben, sich zu verbünden und gemeinsam einen von Rußland losgelösten Staat nicht nur zu gründen, sondern auch zu erhalten.

Im Herbst 1916, als nach dem Zusammenbruch der sogenannten Brussiloff-Offensive Rußland am Ende seiner Kraft schien, traten die kaukasischen Sonderbestrebungen deutlicher in den Vordergrund, nachdem schon vorher die einzelnen Völker insgeheim versucht hatten, sich nicht nur untereinander zu verständigen, sondern auch äußere Freunde zu gewinnen, die ihnen helfen sollten. Aber hier zeigte sich die Verschiedenheit der Wege, die sie einzuschlagen gedachten. Den Armeniern war von der Entente ein Reich versprochen worden, wie sie es in ihrer größten Blütezeit nicht besessen hatten, von Trapezunt bis Alexandrette, von Kappadozien bis ans Kaspische Meer, wenn sie den Türken in den Rücken fallen wollten. Das hatten sie getan, hatten schwer dafür gebüßt, aber sie erwarteten von der Entente ihr Heil und verschrieben sich den Engländern. Die Tataren erhofften das ihrige von den Türken, die begreiflicherweise alles das zurückzugewinnen gedachten, was sie in San Stefano den Russen hatten geben müssen, — und noch mehr, wenn es ging. Zwischen den Osmanen und den ihnen stammverwandten Tataren und Bergvölkern lag Armenien und Georgien. Armenien war im Fall eines türkischen Endsiegs verloren; Georgien zum mindesten schwer bedroht, denn es lag auf der Linie der türkischen Ausbreitung nach Osten. Nur Tataren und Bergvölker — und von diesen nicht alle — konnten den Sieg der Türkei mit ungemischter Freude begrüßen. So mußten die

Armenier notgedrungen ihre Wünsche auf einen russischen Sieg setzen, mit der Hoffnung, daß England sie nicht im Stich lassen und bei seinem russischen Verbündeten etwas für Armenien erwirken würde; Georgien mußte einen türkischen Sieg als das kleinere von zwei Übeln erhoffen und beizeiten dafür Sorge tragen, daß Deutschland es vor dem Übermut seines türkischen Verbündeten schützen würde. Die Tataren aber konnten nur éinen türkischen vollen Sieg brauchen.

So war der Plan einer gemeinsamen Loslösung der Kaukasusvölker von Rußland bereits von Anfang an aus politischen Gründen unterminiert, aber stärker als diese wog der Haß der Völker gegeneinander, den nur die gemeinsame Fremdherrschaft und die Not vorübergehend zum Schweigen gebracht hatte. Georgier und Tataren waren einander nicht eben wohlgesinnt; Verschiedenheit von Stamm, Sprache und Religion, alte Streitfragen, wirtschaftliche Mißgunst und manches andere hielten die Kluft zwischen den Nachbarn stets offen; doch war ein eigentlicher Haß nicht vorhanden, denn die beiden Völker achteten einander in ihrer Eigenart und haben manchen verwandten Zug. Anders aber war es bei den Armeniern. Die Armenier werden und wurden von jeher von allen Völkern gehaßt und verachtet, mit denen sie zu tun hatten, und es ist eine sonderbare Logik, die die Ursachen dieses Hasses überall sonst sucht, nur nicht in den Armeniern selbst. Niemand in Kaukasien haßte die deutschen Kolonisten; trotzdem sie ohne Zweifel klüger, kultivierter, fleißiger, reicher und fortgeschrittener waren als alle ihre Umwohner; trotz ihrer anderen Sprache, ihrer ausländischen Abstammung und ihrer verschiedenen Religion waren sie bei Russen und Tataren, Türken und Georgiern gleich geachtet und beliebt. Die Armenier aber werden von aller Welt gehaßt. Gegen einen derart elementaren Zug helfen weder Komitees noch Flugschriften, weder internationale Konferenzen noch Gesetze; der Haß wurzelt tief in den Herzen der Völker und man muß mit ihm rechnen, wie mit einer unabänderlichen Naturkraft. Seit jeher haben Armenier und Türken oder Kurden oder Tataren aufeinander losgeschlagen und einander abgeschlachtet,

wo immer ein Teil eine günstige Gelegenheit für gekommen hielt. Das ist nun einmal so und läßt sich nicht ändern, solange die Menschen nicht zu Engeln geworden sind.

Der geplante Kaukasusstaat war von vornherein aus Elementen zusammengesetzt, die heftig von einander strebten und er wäre nie zur Tatsache geworden, wenn nicht ein anderes Ereignis in den Gang des Weltkrieges eingetreten wäre, — die erste russische Revolution und der Sturz des Zarentums im März 1917. Mit einem Male eröffnete sich den Kaukasusvölkern eine neue Möglichkeit, nämlich die des Verbleibens im allgemeinen Verband der neuen russischen Republik, aber mit weitgehender Selbstverwaltung. Die neue russische Regierung, in welcher kaukasische Politiker großen Einfluß hatten, war dem Gedanken eines Staatenbundes geneigt und fesselte durch diese Bereitwilligkeit die losstrebenden Kaukasier erneut an die gemeinsame russische Sache. Einer russischen föderativen Republik, die den Kaukasusvölkern Autonomie sicherte, konnten Georgier wie Armenier den Sieg gönnen, der sie vor der türkischen Gefahr rettete und sie doch nicht wieder unter die Zuchtrute eines Generalgouverneurs brachte. Auch Bergvölker und Tataren konnten damit zufrieden sein, und so schien ein Weg eingeschlagen, der zu einem angenehmen Ziel führen konnte.

Aber die Ereignisse in Rußland begannen sich zu überstürzen. Trotz aller Hilfe, die Kerenski zuteil wurde, als er noch einmal die russischen Heersäulen gegen Westen warf, konnte er keinen Sieg erringen; sinnlose Vorschriften für die russischen Truppen, erdacht von weltfremden Schwärmern, machten in kürzester Zeit der Manneszucht ein Ende; immer radikalere Elemente kamen in Petersburg ans Ruder und es folgten, uns allen wohl erinnerlich Bürgerkrieg, Bolschewismus, Chaos und der Frieden von Brest-Litowsk.

Die Auswirkungen der zweiten russischen Revolution auf den Kaukasus waren verschiedener Art. Zwar flammte der Bolschewismus überall mehr oder weniger auf, aber nur in Baku mit seiner großen Industriebevölkerung vermochte er Fuß zu fassen; dort war bereits im November 1917 die Macht an die Arbeiter-

und Soldatenräte übergegangen, mit einem Matrosen als Kommissar an der Spitze, und was von Ententeoffizieren dort war, wurde vertrieben und rettete sich nach Tiflis. Denn der übrige Kaukasus wollte vom Bolschewismus nichts wissen, am wenigsten Georgien, wo die Bevölkerung im wesentlichen aus Adeligen und Bauern bestand. Ein bolschewistischer Putschversuch wurde durch die neugebildete Nationalgarde niedergeschlagen und die aus Baku vertriebenen Offiziere der Entente konnten sich in Tiflis halten und ihre Stellung dort noch verstärken, als bereits die Ententegesandtschaften aus Petersburg vertrieben waren und schon die Entente-Expeditionen gegen Sowjetrußland sowie die Unterstützung der gegenrevolutionären Generale begonnen hatten. Ihre wichtigste Aufgabe sahen diese Offiziere darin, die russische Front gegen die Türken vor der Auflösung zu bewahren, und da sie hierin den lebenswichtigsten Interessen der Armenier sowohl wie der Georgier entgegenkamen, die beide durch einen türkischen Vormarsch vernichtet worden wären, fanden sie, vorerst wenigstens, Unterstützung und Sympathie. Den Armeniern hätte auch nichts lieber sein können, als daß der Einfluß dieser Ententemission bis zum Ende des Krieges, wenn möglich verstärkt durch Truppensendungen, erhalten geblieben wäre, wenn unter gleichzeitiger Fernhaltung der Türken und der Bolschewisten ein Kaukasus-Staat von Englands Gnaden entstanden wäre, in dem die Armenier als wirtschaftlich stärkstes, politisch skrupellosestes und von Anfang an englandfreundlichstes der Kaukasusvölker die führende Rolle gespielt hätten. In der Tat erhielten auch die Armenier in der Nationalversammlung der neugegründeten Transkaukasischen Republik infolge der besonderen Unterstützung, die sie von der Ententemission erfuhren, bald ein derartiges Übergewicht, daß den Georgiern und Tataren die Augen dafür aufgingen, welchen verderblichen Kurs sie steuerten oder gesteuert wurden. Einen Pufferstaat zwischen Rußland und Persien zu schaffen war Englands alter Wunsch und es wäre auf einen derartigen Staat hinausgekommen, unter englischer Oberhoheit, mit den Armeniern in den führenden Staatsstellen und an den ergiebigsten Be-

amtenposten als bevorzugte Nation, den Georgiern, Tataren und Bergstämmen als verdrängten „natives".

Diesen Bestrebungen gegenüber standen verschiedene treibende Faktoren, die teils parallel liefen, teils einander hart entgegenwirkten. Der Frieden von Brest-Litowsk hatte Batum den Türken zugesprochen, Baku den Russen, hatte also die zwei nach Tiflis wichtigsten Städte des Kaukasus den Kaukasiern aberkannt. Den Frieden hatten die Deutschen diktiert und damit einen großen Teil der Hoffnungen zerstört, die die Kaukasier, besonders Tataren und Georgier, auf deutsche Hilfe gesetzt hatten. Heftig erscholl der Schrei des Vorwurfs in Berlin von den Georgiern, der Ruf nach Hilfe in Konstantinopel von den Tataren; die einen sollten den einzig guten Hafen ihres Landes den gefürchteten Türken überlassen, die anderen den Grundstein ihres Wohlstandes, das Milliarden-Olobjekt Baku, den Russen. Aber Rußland ohne Baku war undenkbar, die Sowjetmachthaber hatten mit Nägeln und Zähnen in Brest darum gerungen, und mehr als das, sie hatten es bereits in der Hand und niemand konnte es ihnen nehmen, denn in Baku war die Sowjetregierung schon seit November 1917 in Kraft. So blieben Stadt und Erdöl vorerst wenigstens den Engländern entzogen und es bestand gute Möglichkeit, von den Russen das dringend gebrauchte Naphtha, Petroleum und Benzin nach Deutschland geliefert zu erhalten. Die Rohstoffe des Kaukasus waren für Deutschland zu einer Notwendigkeit geworden, die ein festes deutsches Fußfassen im Kaukasus zur Vorbedingung einer weiteren Kriegführung machte. Hierzu konnte man aber nicht gelangen, wenn man den deutsch- und türkenfreundlichen Stämmen Kaukasiens ihre besten Städte wegdiktierte, sondern es mußte aus dem Dilemma des Brester Friedens ein gangbarer Ausweg gefunden werden.

Unter dem Eindruck der Lostrennung Kaukasiens von Rußland und des beginnenden Chaos in Rußland selbst war die mühsam gehaltene russische Front gegen die Türkei und Persien schon in den ersten Monaten des Jahres 1918 in voller Auflösung begriffen. In hellen Scharen kamen Deserteure und ganze

Divisionen desorganisierter Russen durch den Kaukasus geflutet, um je nach ihrem politischen Standpunkt die einzelnen zaristischen Inseln zu vergrößern oder der Sowjetrepublik Hilfe zu bringen, oder der gestürzten Republik Kerenskis, oder aber einfach, um in die Heimat zu kommen oder irgendwo neuen Waffendienst zu nehmen; denn an der alten russischen Kaukasusfront verhungerte man oder man wurde von den Türken erschlagen. Vergeblich waren alle Versuche der Ententemission, den Strom zu hemmen; nur armenische Verbände blieben unter den Waffen, bildeten eine Front, die das armenische Land vor den nachdrängenden Osmanen bewahren wollte, einige tausend Mann russischer Truppen traten auf persischem Gebiet in englischen Sold, die Georgier sammelten sich in ihrer Heimat.

Die Türken hatten es sich nicht zweimal sagen lassen, daß sie nun Batum von Rechts wegen besetzen durften; mehr als das, sie sahen jetzt den Augenblick gekommen, ganz Transkaukasien in Besitz zu nehmen, wo ihnen die Tataren mit offenen Armen entgegenharrten, wo sie die Armenier vernichten und die wehrlosen Georgier kampflos unter ihre Herrschaft bringen konnten. Deutsche, haltet die Türken zurück, war der Notruf der Georgier; Türken, kommt zu uns und befreit uns, riefen die Tataren; England, laß uns nicht im Stich, war der Hilfeschrei der Armenier.

Daß der neue Kaukasusstaat diesen zentrifugalen Kräften nicht Stand halten konnte, zeigte sich bald. Im Mai 1918 hatte er sich in die drei Republiken Georgien, Armenien und Aserbeidschan sowie in die Republik der Bergvölker gespalten. Diese Teilung ging natürlich nicht ohne Streit vor sich; in großen Zügen ließen sich zwar die einzelnen Staaten gegeneinander abgrenzen, aber strittige Gebiete tauchten sofort auf, wurden auf Grund ethnographischer, historischer oder wirtschaftlicher Gesichtspunkte von einem oder dem anderen Staat beansprucht oder kurzerhand besetzt, besonders aber ging der Streit um die Aufteilung des vorhandenen Heeresguts und der anderen staatlichen Besitztümer aus der russischen Zeit, des Bahnmaterials und vollends um die Städte Tiflis und Baku. Die riesigen Öl-

reichtümer wollten weder Georgier noch Armenier der neuen Republik Aserbeidschan überlassen, ebenso wie Armenier und Tataren darin einig waren, daß nicht die Georgier allein den Nutzen haben sollten, der aus der zweifellos vorhandenen Zugehörigkeit der Stadt Tiflis zur Republik Georgien für die Georgier entsprang. Die Stadt Tiflis mit ihren zahlreichen modern eingerichteten Regierungsgebäuden, von denen aus früher der ganze Kaukasus verwaltet worden war, mit ihren Zentralen auf den Gebieten von Post, Bahn und Telegraph, mit ihren sonstigen Attributen einer großen Provinzialhauptstadt, war den Georgiern zugefallen, und dadurch, wie auch durch ihre höhere Bildung und Kultur und durch ihren Anteil an der Küste des Schwarzen Meeres, war die georgische Republik der wichtigste und lebensfähigste der drei Staaten geworden; denn die Republik der Bergvölker kam nie über stürmisch zusammengerufene und plötzlich aufgelöste Vorparlamente, provisorische Regierungen und Abenteurerministerien hinaus. Die Dutzende von Völkern und Völkchen des Hochkaukasus zu einem Staat zu vereinigen, die Klüfte zu überbrücken, die Verschiedenheit von Sprache, Rasse und Religion, traditioneller, ins Mythische zurückreichender Haß und mißgünstiger Kampf um die Führung geschaffen hatten und stets wieder neu aufrissen, dieses Problem war von Anfang an hoffnungslos. Die Bergvölker des Kaukasus hatten und haben stets nur die Wahl zwischen Fremdherrschaft und endlosem Bürgerkrieg. Man kann sie sich in der mittelalterlichen Unberührtheit ihrer feudalistischen Zustände denken oder in der Zucht einer starken russischen Gendarmerie, nicht aber als selbständigen Staat im Zeitalter des Weltverkehrs und der wirtschaftlichen Erschließung. Die Tataren von Aserbeidschan waren ein Land ohne Hauptstadt und ohne wirtschaftlichen Halt, solange Baku nicht in ihren Händen war. Armenien vollends war vom Meer, auch vom Kaspischen, abgeschnitten, hatte weder Erdöl noch Erze und bestand zur Hälfte aus kahlen Bergen und einem großen See, zur anderen aus den Oasen um drei mittelgroße Städte, von denen die eine und bald auch die zweite den Türken in die Hände fiel. Nur Georgien hatte die

Vorbedingungen, wenn auch lange nicht alle, für ein Bestehen und Gedeihen als selbständiger Staat, vorausgesetzt, daß ihm, wie einst den Kolchern von den Griechen, von einem leistungsfähigen Volk Waffenschutz und Kulturgüter gebracht wurden. Diese Rolle fiel uns Deutschen zu und mit diesem Auftrag betrat die deutsche Delegation unter Freiherrn von Kreß im Juni des Jahres 1918 das Land.

Schon vorher, im Mai, hatten in Batum Unterhandlungen zwischen dem deutschen Vertreter General von Lossow und den Türken stattgefunden, um zu verhindern, daß durch die Eigenmächtigkeit einzelner türkischer Heerführer und entgegen den Weisungen aus Konstantinopel andere Teile des Kaukasus von türkischen Truppen besetzt würden als die der Türkei in Brest-Litowsk zugesprochenen. Der begreifliche Wunsch der türkischen Heerführer, aus dem Körper des zerfallenden Rußland beizeiten ein möglichst großes Stück herauszuschneiden, neue Rohstoff- und Rekrutierungsgebiete zu gewinnen und in unmittelbare Fühlung mit den türkenfreundlichen Stämmen im Ostkaukasus, in Nordpersien und darüber hinaus zu treten, mußte in Einklang mit den deutschen Bedürfnissen gebracht werden und mit dem Wunsch der Georgier, deutsche, nicht aber türkische Hilfe in ihr Land zu bekommen. Besonders war den Türken daran gelegen, die Benutzung der Bahnlinien von Batum über Tiflis einerseits nach Baku, andererseits nach Eriwan und Täbris zu erlangen, um den in Persien stehenden und die türkische Flanke bedrohenden englischen Truppen genügende Kräfte entgegenstellen zu können. Georgien aber widersetzte sich aufs entschiedenste dem Durchmarsch türkischer Truppen, teils, weil es die damit verbundenen Unannehmlichkeiten fürchtete, teils, weil die neue Regierung ihre Neutralität im Weltkrieg erklärt hatte. Mit der ganzen Weltfremdheit sozialistischer Ideologen hatten die neuen Lenker des georgischen Staates geglaubt, durch eine einfache Neutralitätserklärung ihre Grenzen gegen Türken, Tataren und Armenier schützen zu können, hatten gedacht, keines Heeres zu bedürfen, sondern, abgesehen von ihrer Miliz gegen innere Unruhen, waffenlos und unbewehrt ihr Recht finden zu können. Das

Eintreffen deutscher Truppen in Georgien war ihnen daher auch theoretisch schmerzlich, in der Praxis aber bedeutete es die Rettung aus höchster Not. Die Tataren von Aserbeidschan, kühn gemacht durch die Nähe der Türken, bedrängten die georgische Ostgrenze, andere tatarische Banden und irreguläre türkisch-kurdische Verbände hausten in Armenien, dessen größter Teil bereits von türkischen Truppen besetzt war und waren in bedrohlichste Nähe von Tiflis gelangt. Eine wilde Panik setzte ein, die meisten Armenier und viele Georgier flohen aus Tiflis und der kaum errichtete Staat war auf dem Punkt, zu zerfallen und von Plünderern überflutet zu werden, als die ersten deutschen Truppen in Poti landeten, alsbald die bedrohten Grenzpunkte besetzten und so dem weiteren Vordringen der ungebetenen Gäste Einhalt taten. Der gesunde Sinn des georgischen Volkes in Land und Stadt sah rasch in den Deutschen die Freunde und Retter und das beispiellos gute Einvernehmen, das zwischen der Bevölkerung und der deutschen Besatzung fortan herrschte und sich zu herzlicher Freundschaft steigerte, ist ein erfreulicher und erhebender Zug in dem bunten Bild jener Zeit.

Eine Wiedervereinigung der Kaukasusstaaten, wie sie in den wenigen Wochen nach dem gemeinsamen Abfall von Rußland bestanden hatte, strebten nur die Armenier an; die Georgier aber widersetzten sich diesem Gedanken mit einer Entschiedenheit, die jede Diskussion ausschloß. So eng auch die drei oder vier Staaten auf einander angewiesen waren, so sehr ihnen Einigkeit nottat, um sich äußerer Feinde zu erwehren, so war doch der Wunsch nach nationalem Alleinsein auf der einen, der Rassenhaß auf der anderen Seite viel zu groß. Der deutschen Delegation war die schwierige Rolle vorbehalten, das friedliche Nebeneinanderleben der jungen Republiken zu erleichtern, die Rechte der Georgier gegenüber ihren Nachbarn und den Türken zu wahren und dabei auf politischem, wirtschaftlichem und militärischem Gebiet die Ziele anzustreben, um derentwillen die Delegation entsandt worden war.

Erfolge zeigten sich rasch und augenfällig. Die Sicherheit und Ordnung in Tiflis, wo große und kleine Schießereien an der

Tages- oder vielmehr Nachtsordnung gewesen waren, war rasch wieder hergestellt, die städtischen Einrichtungen, wie Wasser- und Kraftwerke, Telephon und Straßenbahn, kamen wieder in geregelten Betrieb, die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Land in die Stadt nahm zu, seit deutsche Reitertrupps die Landstraßen bestreiften und, in ganz mittelalterlicher Weise, lange Wagenzüge unter dem Schutz behelmter Lanzenreiter und nicht länger durch die übermütigen Milizen gebrandschatzt, ihre Straße entlang ziehen konnten. Die Posten an den Grenzen wurden verstärkt und gesichert, und unter der Leitung des Grafen Wolffskeel gingen die Georgier daran, sich ein eigenes kleines schlagfertiges Heer zu bilden. Im Schutz des Landfriedens konnte der Wiederaufbau der staatlichen Ordnung und die Einrichtung des neuen Staatswesens beginnen.

Vor dem Krieg waren die Georgier von den Russen geflissentlich aus höheren Staatsstellen ferngehalten worden, ja eigentlich aus allen staatlichen Betrieben überhaupt, so daß, als im frischen völkischen Eifer ein großer Russenkehraus einsetzte, nicht entfernt aus den Reihen der Georgier Ersatz geschaffen werden konnte. Die Lücken klafften überall, von den höchsten Regierungsämtern bis zum Postboten und Weichensteller. Aber die Georgier gingen mit bewundernswerter Entschlossenheit ans Werk und lernten freudig und rasch von den deutschen Fachleuten, und nach wenigen Wochen lief die neue Staatsmaschine so gut, als es unter den obwaltenden Umständen nur erwartet werden konnte. An der Spitze der Regierung standen Männer, die zum Teil seit der ersten russischen Duma die Interessen ihres Landes vertreten hatten und denen ein unabhängiges Georgien nicht ein überraschender neuer Gedanke, sondern der Wunsch und das Ziel ihres politischen Lebens gewesen war. Freilich war die innere Politik ein klippenreiches Fahrwasser; abgesehen von dem Wunsch nach Freiheit und der Freundschaft für Deutschland waren wenig einigende Momente vorhanden. Der zahlreiche Adel war vergrämt durch die zwangsweise und fast ganz entgeltlose Enteignung des Grundbesitzes und strebte offen die Monarchie an, sei es unter einem der einheimischen

Fürsten, sei es unter einem deutschen Prinzen; nachdem der erste Gedanke aus Gründen der Eifersucht bald aufgegeben war, stand der letztere eine Zeit lang sehr im Vordergrund; die Bergstämme vollends wären geneigt gewesen, eine ganze Anzahl kleiner Fürstentümer zu bilden, wenn man sie ihnen nach ihrem Geschmack, das heißt mit reichlicher Bewaffnung des Adels, Anleihen, Instrukteuren, Hofstaat und deutschen Prinzen, ausgestattet hätte. Doch wurden von deutscher Seite keinerlei Schritte unternommen, die irgendwie als Versuch hätten gedeutet werden können, in die republikanische Verfassung Georgiens oder der Bergrepublik einzugreifen.

Eine Frage von großer und besorgniserregender Bedeutung für Georgien war die Behandlung der ansehnlichen armenischen Minderheit. In Tiflis selbst lebten ungefähr 40 000 Armenier; der meiste Hausbesitz, zum mindesten in den modernen Stadtteilen, der größte Teil des Handels, ein Teil der Industrie des Landes waren in armenischen Händen; unter dem Eindruck des türkischen Vormarsches in Armenien und der Besetzung großer Teile Armeniens durch die Türken waren Flüchtlinge zu Tausenden nach Tiflis geströmt, erschwerten die ohnedies unzureichende Verpflegung der Bevölkerung und wurden bald zu einer ernsten Gefahr für die innere Ruhe des Landes. Mit Ausnahme einer kleinen und politisch unbedeutenden Gruppe waren die Armenier die grimmigsten Feinde eines selbständigen georgischen Staates und damit auch die gefährlichsten Gegner der Deutschen Delegation. Die gut geleitete und in keiner Weise eingeengte armenische Presse arbeitete in schärfster Form gegen die Regierung und gegen die Deutschen, denen man alle Unbilden in die Schuhe schob, denen die Armenier durch die Flucht aus ihrem Land und die notgedrungen mangelhafte Unterbringung in den Flüchtlingslagern ausgesetzt waren. In Armenien waren unter der Führung von Entente-Offizieren noch geschlossene Verbände der ehemaligen russischen Truppen zu einer Armee zusammengefügt worden, die die georgische an Zahl weit übertraf. Ebenso waren im Lager des russischen Generals Alexejeff, der eine zaristische Armee im Dongebiet

und im Nordkaukasus unter Waffen hielt, englische und französische Offiziere in großer Zahl. Der gemeinsame Plan war, Georgien gleichzeitig von Norden und Süden anzugreifen; in Tiflis sollte ein Aufstand losbrechen, vorbereitet durch reiche geheime Waffenlager, und Georgien sollte, von den Deutschen gesäubert, von Armeniern und Russen besetzt, der Mittelpunkt eines neuen Kaukasusstaates unter Oberhoheit der Entente werden. Zwischen Alexejeff und Armenien ging ein reger Austausch von Nachrichten hin und her, russische Offiziere kamen in allerlei Verkleidungen durch Georgien, um am Aufbau der armenischen Armee und an der geheimen Putschtruppe mitzuhelfen, die in Tiflis organisiert wurde. Die Stelle des Roten Kreuzes in Tiflis war der Treffpunkt der Verschwörer, wo auch unter dem Deckmantel der Flüchtlingshilfe sehr bedeutende Geldbeträge zusammenkamen und den Zwecken der Armenier zugeführt wurden. Der Tod Alexejeffs und die Streitigkeiten unter seinen Nachfolgern, unter denen später Denikin der bekannteste wurde, durchkreuzten die russisch-armenischen Pläne, und als später doch der Krieg zwischen Armenien und Georgien ausbrach, fand er das georgische Heer bereits zu erfolgreicher Abwehr des armenischen Überfalles gerüstet. Die armenische Gefahr war keineswegs die einzige, die den jungen georgischen Staat bedrohte. Gleichzeitig mit den Armeniern, ja vielfach mit ihnen zusammen arbeitend, entfaltete der russische Nationalrat, der neben dem armenischen in Tiflis geduldet wurde, eine rege bolschewistische Propaganda, besonders unter der georgischen Nationalgarde, die sich allmählich zu einer Landplage entwickelt hatte und die erst in dem Maß an Macht und Zahl verlor, als die reguläre georgische Armee erstarkte. Die Regierung, die befürchten mochte, daß ein gut organisiertes Heer eine Gefahr für die republikanische Verfassung bedeuten könnte, und die ohne ein solches Heer nicht die Macht hatte, die immer übermütiger werdenden Milizen in Zaum zu halten, schwankte lange Zeit in wechselnder Furcht vor monarchistischer Reaktion, Bolschewismus, äußeren Feinden, Türken und wohl auch vor allzugroßem deutschen Einfluß, bis sie sich sowohl durch die ge-

bieterische Notwendigkeit als auch durch die Energie des Kriegsministers Georgadse und seiner Generale veranlaßt sah, in Gestalt einer kleinen aber zuverlässigen Armee das einzige Mittel zu schaffen, mit dem äußere wie innere Feinde mit gleichem Erfolg bekämpft werden konnten. Dieses Abgehen von der programmgemäßen Wehrlosigkeit fand auch innerhalb der herrschenden sozialdemokratischen Partei seine heftigen Gegner, die lieber mit den Todfeinden des georgischen Volkes zusammengehen wollten, als mit einem Vaterland, das nicht ganz ihren Parteivorurteilen entsprach. Aber der gesunde georgische Nationalstolz, die Liebe zu dem kleinen Vaterland mit der großen Vergangenheit überwanden auch diese Gefahr.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen und vielfach mit ihnen verflochten, spielte ein anderes Kapitel, in dem deutsche Belange in hohem Maß vorhanden waren. In Baku war die bolschewistische Herrschaft durch russische Truppen, die in englischem Sold aus Persien gekommen waren, gestürzt worden, englische Truppen waren nachgefolgt, unter ihrem Schutz war eine neue aserbeidschanische Regierung zusammengetreten und mit einem Mal war die Republik ein englisches Bollwerk geworden. England hatte den Einzug der Deutschen im Kaukasus mit gleicher Besorgnis verfolgt, wie das Vordringen der Türken in Armenien und Persien; daß Baku mit seinen Ölreichtümern in deutsche Hände fiele, mit ihm der größte Teil der kaspischen Handelsflotte und eine Basis zu weiterem Vordringen der Deutschen und Türken in Persien und vielleicht Turkestan, daß dieselbe panislamische Bewegung, die wir heute im Osten verfolgen können, schon damals unter deutsch-türkischer Führung und vor Beendigung des Krieges aufflammen könnte, — das mußte England um jeden Preis verhindern. Andererseits war das Öl von Baku eine der wichtigsten materiellen Veranlassungen zum deutschen Vorgehen im Kaukasus. Mit Baku in englischen Händen war diese Hoffnung vernichtet. Im Frieden von Brest war Baku von den Deutschen den Russen zuerkannt worden und ein deutscher Vormarsch auf Baku wäre eine Verletzung des Vertrags gewesen. Zwar hatten die Engländer die Stadt nunmehr be-

setzt und verstärkten sich dort von Persien aus immer mehr, und damit war jeder menschliche Grund gegeben, die Engländer dort zu vertreiben, sowohl um an das Erdöl heranzukommen, als auch um das deutsche militärische Ansehen zu wahren und die Engländer zu bekämpfen, wo immer man sie antraf. Trotzdem erhielt die Delegation Weisung, nichts gegen Baku zu unternehmen und auch die Türken nicht zu unterstützen, — ein Befehl, der dem schlichten Verstand der Georgier — und nicht nur diesem — unverständlich bleiben mußte. Die Eisenbahnen, Wasserwerke, Kraftstationen, die alle auf Öl angewiesen waren, blieben stehen, in Tiflis war weder Benzin für die Automobile, noch Petroleum für die Lampen und Kochapparate aufzutreiben; in Baku flossen alle Behälter davon über, die Stadt war vom Feind besetzt, die Einnahme von Baku hätte nicht nur Ölprodukte im Überfluß gebracht, sondern auch in der ganzen Welt des Ostens wie eine Erlösung gewirkt, hätte die größten Folgen auf die englische Kriegführung haben müssen; gleichviel, Baku durfte nicht angegriffen werden. Dies war der deutsche Standpunkt; die Türken machten weniger Federlesens, brachten eine Armee mit Umgehung georgischen Gebiets heran, fanden die freudige Unterstützung der Tataren, die endlich den Halbmond in ihrem Land sahen, und eroberten die Stadt nach einigen Rückschlägen um die Mitte des September. Aber sie ließen die Engländer und die Handelsflotte entkommen und ehe der Erfolg sich nach anderer Seite auswirken konnte, kam der bulgarische Zusammenbruch und Schlag auf Schlag alles, was ihm folgte. Nur die Armenier von Baku, die dort erst die Stütze der Bolschewisten gewesen, dann zu den Engländern übergeschwenkt und die Seele der Verteidigung gegen die Türken gewesen waren, büßten schwer, als die Stadt fiel; von den Engländern kaltherzig im Stich gelassen, waren sie der Wut der Türken und Tataren ausgeliefert, die obendrein Rache für die Tatarenmetzeleien des April nahmen; denn kaum hatten damals die Armenier die Oberhand bekommen, als sie ihrerseits alle Tataren abschlachteten, deren sie in Baku habhaft werden konnten, — nach zuverlässigen Angaben 18000.

Auf dem Gebiet der Republik Aserbeidschan lag auch die größte und blühendste der deutschen Kolonien im Kaukasus, Helenendorf. Die deutschen Kolonisten waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts, meist aus Baden und Württemberg, nach dem Kaukasus gekommen und hatten sich rasch von einfachen Bauern zu Großfarmern und Gutsbesitzern emporgearbeitet, Grund und Boden durch Fleiß und überlegene Kenntnisse veredelt und erweitert, hatten auf dem Gebiet der Milchwirtschaft und des Weinbaues ihre größten Erfolge erzielt und auch in den Städten einen stattlichen, aus Handwerk hervorgegangenen Bürgerstand geschaffen. Unter der russischen Herrschaft waren sie sehr gut gefahren, bei Kriegsausbruch aber großenteils als Feinde behandelt und vielfach weit nach Sibirien in die Gefangenschaft geschleppt worden. Die Revolution ermöglichte ihnen die Rückkehr und Wiederaufnahme ihrer Arbeit, und sie waren Anhänger des vereinigten Kaukasusstaates gewesen, weshalb sie im Anfang von den Georgiern mit nicht geringem Mißtrauen betrachtet wurden. Sie empfanden es auch mit Recht als schmerzlich, daß sie, die bisher eng zusammengehalten hatten, nun auf Georgien und Aserbeidschan verteilt waren. Aus diesem Grunde waren sie aber auch für ein möglichst freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Nachbarstaaten und in dieser Eigenschaft wichtige Bundesgenossen der Delegation, ganz abgesehen davon, daß sie das Erscheinen ihrer Landsleute in jenen unsicheren Zeiten freudig willkommen hießen. Die georgische Regierung legte denn auch dem Plan, in Tiflis ein deutsches Gymnasium und Krankenhaus zu errichten, sowie dem Ausbau der bescheidenen deutschen Presse des Landes keine Schwierigkeiten in den Weg. Das deutsche Gymnasium sollte insbesondere den Söhnen der Kolonisten den Besuch deutscher Hochschulen ermöglichen, ein Bildungsgang, der bisher nur einzelnen Begüterten erreichbar gewesen war. Es ist tief zu beklagen, daß beim Einbruch der Sowjetrussen in Aserbeidschan das blühende Helenendorf und seine Nachbarkolonie zugrunde gerichtet und seine Bewohner nach der aufbauenden Arbeit eines Jahrhunderts um Hab und Gut gebracht wurden und zum Teil

Zuflucht in Georgien oder der alten deutschen Heimat suchen mußten. Denn in Georgien erfuhren die deutschen Kolonisten trotz der Umwandlung des Landes in eine Räterepublik eine glimpfliche Behandlung. Zur Zeit der Tätigkeit der Delegation waren die Arbeiten, die eine intellektuelle, völkische und wirtschaftliche Annäherung an das Mutterland anstrebten, weit gediehen, und es wurde dadurch ein schwerer Fehler gutgemacht, nämlich der, daß sich das Deutsche Reich früher so gut wie gar nicht um seine Landsleute im Kaukasus gekümmert hatte; um so höher ist es diesen anzurechnen, daß sie ihrerseits treu geblieben waren und sich ihre deutsche Eigenart rein erhalten hatten. Ob die Kolonien in Aserbeidschan in absehbarer Zeit wieder ihren rechtmäßigen Besitzern zufallen werden, muß leider dahingestellt bleiben; für Georgien besteht begründete Hoffnung, daß die dortigen Deutschen dank der georgischen Freundschaft selbst unter dem zerrüttenden Rätesystem verhälnismäßig wenig geschädigt aus dem Sturm hervorgehen werden, zumal von deutscher Seite die Anstrengungen zur Erhaltung von Schulen und Lazarett, von Gymnasium und Presse trotz aller Schwierigkeiten fortgesetzt werden.

Ende September 1918 wurden deutsche Truppen zur Besetzung von Baku entsandt; erst dadurch wäre es möglich gewesen, die Ölreichtümer für die Mittelmächte nutzbringend zu verwerten und die Transportwege zu sichern. Auch waren um diese Zeit die Unterhandlungen mit der Republik der Bergvölker so weit gediehen, daß daran gedacht werden konnte, auch das nördliche Vorland des Gebirges mit seinen reichen Getreidegegenden und die Naphthaquellen von Grosny in den Bereich der deutschen Wirtschaftszone zu ziehen. Ein großer Teil der heranschwimmenden oder schon gelandeten Verbände mußte aber eiligst nach Bulgarien umgeleitet werden, um nach Möglichkeit die dort entstandene verderbliche Bresche zu stopfen, und so wurden die Absichten auf Aserbeidschan und den Nordkaukasus zunichte, ohne daß nennenswert Öl oder anderes hätte beschafft werden können; nur in Tiflis selbst konnte dem alles erschwerenden Mangel an Petroleum und Masut abgeholfen

werden. Wie hemmend dieser Mangel gewirkt hatte, wird verständlich, wenn man erwägt, daß praktisch alle mechanische Treibkraft im Kaukasus auf Öl eingestellt war, Eisenbahn und Stromerzeugung, Pumpwerke und mechanische Werkstätten. Hatten doch die deutschen Eisenbahner alle erreichbaren Lokomotiven bereits auf Steinkohlenfeuerung umbauen müssen; eine Leistung, die, so bewundernswert sie war, doch ihren Zweck nicht recht erreichte; denn das georgische Heizerpersonal, gewöhnt an die ungemein bequeme Ölfeuerung, war weder der Technik noch der körperlichen Anstrengung des Kohlenheizens gewachsen, und die Arbeiter der Kohlengruben benutzten die Konjunktur zu Streiks, die die Förderung verringerten und zeitweise ganz stillegten. Für die Versendung nach Deutschland kam die Kohle übrigens wenig in Betracht, zum mindesten kaum im Vergleich mit den Hauptprodukten Georgiens, Manganerz, Kupfer, Ölsaaten und Tabak. Aber auch hier wurde nicht erreicht, was angestrebt worden war. Bei der geringen Zahl der verfügbaren Schiffe auf dem Schwarzen Meer, die überdies je nach der Dringlichkeit der zu leistenden Truppentransporte unerwartet geänderte Aufträge bekamen, war es nicht möglich gewesen, einen geregelten Dienst einzurichten und nennenswerte Rohstoffmengen nach der Donau zu schaffen, ebensowenig, wie es gelungen war, Industrieerzeugnisse, die der Kaukasus dringend brauchte und sehnlichst erhoffte, von Deutschland dorthin zu bringen. Auf diesem Gebiet hat die wechselseitige Hilfe, die sich Deutschland und Georgien hätten leisten können, leider fast völlig versagt.

Noch vor dem Waffenstillstand erhielten die deutschen Truppen im Kaukasus den Befehl zur Heimkehr; aller Schiffsraum im Schwarzen Meer wurde in diesen Dienst gestellt und es begann eine Periode des Wartens, Ein- und Umschiffens, der Stauungen und Widerwärtigkeiten aller Art, die noch dadurch erhöht wurden, daß zugleich die durch Anatolien ans Meer gelangten deutschen Verbände versorgt werden mußten und daß die von der Entente nach Einnahme der Dardanellen zugesagten Transportdampfer mit riesigen Verspätungen oder gar nicht ein-

trafen. Die Frage, ob die Heimtransporte über das Mittelmeer erfolgen sollten oder über die Ukraine, brachte endlose Unklarheiten und widerstreitende Befehle mit sich, Tausende deutscher Soldaten lagen monatelang in größter Not in südrussischen Häfen, bis sie in abenteuerreicher Fahrt durch Rußland heimfanden oder endlich doch über Konstantinopel abtransportiert wurden.

Das Schicksal der in Tiflis zurückgebliebenen Delegation und kleinen Garnisonstruppe schwankte gleichfalls lange hin und her. Die georgische Regierung sah mit den deutschen Truppen ihren letzten Halt gegen die Willkür der nun allmächtig gewordenen Engländer und die Raublust der sprungbereiten Armenier schwinden und vielgestaltig waren die Pläne und Versuche, den deutschen Waffenschutz in irgendeiner Form zu bewahren. Aber unter dem Gebot der Engländer, die nun ungehindert zur See herankonnten, mußten die letzte deutsche Kompagnie und die ganze Delegation, ja alle Reichsdeutschen ohne Unterschied von Alter oder Geschlecht den Kaukasus räumen. Auf diesen Augenblick hatten die Armenier gelauert, die nun dachten, sich auf das wehrlose Georgien stürzen und ihre Herrschaft über den Kaukasus unter englischem Schutz aufrichten zu können. An demselben Tag, an welchem plangemäß der letzte deutsche Transport hätte Tiflis und Georgien verlassen sollen, brachen die armenischen Truppen hinterlistig und ohne Kriegserklärung über die Grenze, überrannten die kleinen georgischen Posten und rückten nahezu ungehindert bis auf 40 km an Tiflis heran. Voll Hohn und Triumph verfolgten die Armenier in Tiflis diese Vorgänge und machten kein Geheimnis daraus, daß sie wütend über Georgier und Deutsche herfallen würden, wenn erst ihre Truppen in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt stünden. Dieselben Armenier, die von den Deutschen Schutz gegen Türken und Tataren erfleht und erhalten hatten, die von den Deutschen für ihre Flüchtlinge Arzneien und Nahrung, Geld und Baracken erbettelt und bekommen hatten, die von ihrer Freundschaft für Deutschland gefaselt hatten, als der Engländer fern war, dieselben Leute überboten sich jetzt in höhnischen Drohungen gegen

die Deutschen und Georgier. Aber es blieb bei den Drohungen; in der höchsten Not zeigten die tapferen Georgier, was sie an vaterländischer Kraft in sich hatten und was sie von ihren deutschen Freunden gelernt hatten. In den letzten Stellungen vor Tiflis erwarteten sie mit eilig zusammengezogenen Truppen die herandrängenden Armenier, schlugen sie vernichtend und verfolgten sie weit auf ihr eigenes Gebiet. Die georgische Armee hatte ihre Feuertaufe glänzend bestanden und noch einmal konnten sich Deutsche und Georgier, in den letzten Tagen ihres Zusammenstehens, in treuer Freundschaft beglückwünschend die Hände schütteln. Denn nun vollendeten sich die Geschicke der Deutschen im Kaukasus rasch. Schon Ende November war eine englische Delegation aus Baku in Tiflis eingetroffen, die sich in dem Maße verstärkte und sicherer auftrat, als die deutschen Truppen die Stadt verließen. Bald folgten kleine Abteilungen englischer Soldaten und Tiflis erlebte das sonderbare Bild, daß deutsche und englische Offiziere und Mannschaften auf der Straße aneinander vorübergingen, in den gleichen Wirtschaften und Kaffeehäusern saßen, ohne daß sich übrigens ein Zwischenfall ereignet hätte. Bald aber folgten den kleinen englischen Trupps größere Verbände, die von Batum heraufkamen, Schotten, Gurkhas und Inder, und die von den Deutschen geräumten Kasernen bezogen. Die Engländer fielen den siegreichen Georgiern in den Arm, errichteten zwischen ihnen und den Armeniern eine neutrale Zone, die sie selbst besetzten und regelten in der Folge durch Verhandlungen, Abstimmung oder Diktat die Streitigkeiten zwischen den beiden Nachbarn; selbst Batum fiel wieder den Georgiern zu, nachdem es erst von Türken, dann von zaristischen Russen und schließlich von den Engländern besetzt gewesen war. Aber für die Deutschen im Kaukasus nahten die letzten Tage ihres Bleibens. Um Neujahr 1919 schien noch Aussicht, daß wenigstens eine diplomatische Mission mit einigen Mannschaften zurückbleiben könnte und an deutschen Soldaten, die sich freiwillig hierzu meldeten, war kein Mangel. Aber diese Mission wurde erst auf eine Abwicklungsstelle von drei oder vier Köpfen herabgemindert, dann auf einen

einzigen Sekretär, und selbst dieser mußte weichen. Am Abend des 7. Januar brachte ein Sonderzug die letzten Deutschen von Tiflis weg; sie sollten in Batum oder Poti den englischen Dampfer erwarten, der sie zunächst nach Konstantinopel bringen sollte. Nach mannigfachen Änderungen und Verzögerungen, darunter als angenehmste ein fast dreiwöchentlicher Aufenthalt in dem reizenden Städtchen Kutais, wurden die letzten Deutschen aus Georgien am 8. Februar in Batum auf englischen Schiffen weggebracht. Nur das Lazarett durfte in Tiflis bleiben und der Leiter der diplomatischen Abteilung der Delegation, Graf von der Schulenburg, wurde unter dürftigen Vorwänden in Batum zurückgehalten. In Konstantinopel wurde eine neue Durchsiebung vorgenommen, endlich die Zivilisten, Frauen und Kinder nach Venedig und Innsbruck gebracht, die Militärpersonen aber auf die Prinzeninseln, von wo sie wieder später abteilungsweise, zuletzt der Chef der Delegation, endlich in die Heimat gebracht wurden.

Aber in jenen letzten trüben Tagen zeigte sich noch einmal die Freundschaft der ritterlichen Georgier für die Deutschen in herzerfreuender Weise. Sie hatten nichts mehr von uns zu erwarten; weder militärisch, noch diplomatisch, weder finanziell noch kommerziell konnten die Deutschen mehr das Geringste für ihre georgischen Freunde tun. England saß mit Heeresmacht in der georgischen Hauptstadt, von Englands Gnaden waren die Georgier abhängig, wenn es um Schutz gegen Russen im Norden, Tataren im Osten, Armenier im Süden ging. Ihre betonte Freundschaft für Deutschland konnte ihnen nicht den mindesten Nutzen mehr bringen, aber jeden Schaden. Und trotzdem hielten die Georgier treu zu uns. Der Kriegsminister ließ es sich nicht nehmen, der Delegation noch am Vorabend ihrer erzwungenen Abreise ein prächtiges Fest zu geben, bei dem die deutsch-georgische Freundschaft in herzlichen Worten bekräftigt wurde. Auf dem Bahnhof hatten sich Vertreter der Regierung und viele persönliche Freunde der Deutschen eingefunden und unter Hochrufen auf Deutschland verließ die Delegation Tiflis. Der Aufenthalt in Kutais war eine Reihe von Banketten und Freund-

schaftsbezeugungen; alle Bewohner der Stadt, die monatelang eine deutsche Garnison beherbergt hatte, bestrebten sich, den Deutschen in jeder Weise ihre Sympathie und Freundschaft zu beweisen; wären die Deutschen damals als Sieger und Befreier nach Georgien gekommen, statt daß sie es zusammengebrochen als Gefangene verließen, das georgische Volk in seinem Edelsinn hätte sie nicht herzlicher und glänzender begrüßen können. Noch bei der Abfahrt aus Kutais, als schon der Bahnhof von den Bajonetten der Gurkhas starrte, war der Wartesaal festlich geschmückt, ein Abschiedstrunk bereitgestellt, noch einmal wurde in begeisterten Worten der gemeinsamen Arbeit, der gemeinsamen Siege und der treuen Freundschaft gedacht, und als die letzte Minute kam und der letzte Becher geleert, der letzte Händedruck getauscht war, spielte eine georgische Militärkapelle „Deutschland über alles!" Ja der Adjutant des Kriegsministers, der junge Fürst Abchasi, begleitete die deutsche Delegation bis zu dem Augenblick, in dem kurz vor Batum ein englischer Offizier mit einigen Soldaten den Zug bestieg und die Deutschen endgültig das Land ihrer georgischen Freunde verließen.

Solche Ritterlichkeit kann und wird in Deutschland nicht vergessen werden; sie ist eine trostreiche Gewähr dafür, daß es auch in diesen schweren Zeiten noch wahre Freundschaft zwischen Völkern geben kann, und jeder Deutsche, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird immerdar in Treue den tapferen Georgiern Freundschaft halten, ihnen, die dem Freund Treue in der Not gehalten haben.

DIE HEDJASBAHN UND DIE SYRISCHEN PRIVATBAHNEN IM WELTKRIEGE UND IHRE GEGENWÄRTIGE LAGE

Von Regierungsrat DIECKMANN-Stettin

Bei den militärischen Unternehmungen der türkisch-deutschen Truppenverbände, welche sich zunächst offensiv gegen den Suezkanal richteten und dann einen rein defensiven Charakter gegen das Vorrücken der Engländer von Ägypten her annahmen, hat die Hedjasbahn eine wichtige Rolle gespielt.

Zu der Geschichte der Hedjasbahn bis zum Beginn des Weltkrieges und über den Zustand dieser großen Bahnunternehmung seien einige erläuternde Bemerkungen gemacht. Der von dem früheren Sultan Abdul Hamid in dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung (1900—1908) mit großem Nachdruck und vielen Mitteln betriebene Bau der Hedjasbahn hatte ganz entschieden einen überraschend guten Erfolg gehabt. Die Bahn sollte Damaskus, die Hauptstadt Syriens, mit den beiden, den Mohammedanern heiligen Städten Medina und Mekka verbinden. Diese Hauptlinie sollte durch die Zweigbahnlinie Dera—Haifa einen von der französischen Bahnlinie Beirut—Damaskus unabhängigen Ausgang nach dem Meere haben. Angeblich sollte die Hedjasbahn nur dazu dienen, den frommen Mohammedanern die Pilgerfahrt nach den heiligen Orten Medina und Mekka zu erleichtern und dadurch zur Stärkung des Islams beitragen. In Wirklichkeit aber verfolgte der Sultan mit seinen Plänen die für ihn weit wichtigere Absicht, seinen Einfluß als Sultan und Kalif, d. h. als religiöses Oberhaupt der Mohammedaner in der wichtigen Provinz des Hedjas zu stärken. Ohne eine solche direkte Bahnverbindung, die von dem unter englischem Einfluß stehenden Seeweg durch das Mittelländische Meer, den Suezkanal und das Rote Meer unabhängig war, wäre die Durchführung von militärischen und administrativen Maßnahmen im Hedjas von dem großen Verwaltungsmittelpunkt des türkischen Reiches, Konstantinopel, aus unmöglich gewesen.

Im Jahre 1900 war der Bahnbau begonnen. Am 1. September 1908, wenige Monate nach dem Sturze Abdul Hamids, war die 1302 km lange Strecke von Damaskus bis Medina und die Zufuhrlinie zum Mittelländischen Meer Haifa—Dera fertiggestellt, eine außerordentlich gute Leistung, deren Gelingen das Verdienst des leitenden deutschen Oberingenieurs Meißner Pascha war. Der von Abdul Hamid vorgesehene Weiterbau von Medina nach Mekka mußte leider unterbleiben, weil es der jungtürkischen Regierung zunächst wegen der wichtigeren Aufgaben im Inneren des Landes und wegen des unglücklichen Ausganges des italienischen und Balkankrieges an den nötigen Geldmitteln fehlte. Aber schon die Teilstrecke bis Medina bewies in den folgenden Jahren, wie wichtig die Bewertung der Bahn in politischer Beziehung gewesen war. Der türkische Einfluß in Medina und Mekka wurde durch die Bahnverbindung mit Damaskus zusehends gestärkt. Die großen, bisher unbotmäßigen Beduinenstämme in der arabischen Wüste wurden erfolgreich in Schach gehalten. Die hohen türkischen Beamten in Medina, Mekka und den wichtigeren Hafenplätzen des Roten Meeres, die bis dahin sich ihre Freunde unter den Stämmen nur durch Geschenke hatten erkaufen können, hatten durch die ihnen mit der Bahn zur Verfügung gestellte militärische Macht an Autorität sehr stark gewonnen.

Nebenbei hatte die Hedjasbahn aber auch ihren angeblichen Zweck, d. i. die Pilgerbewegung nach Medina zu heben, mit unerwartet gutem Erfolg erfüllt. Die Zahl der Pilger, die die Hedjasbahn zu den Zeiten des großen Opferfestes benutzten, stieg von Jahr zu Jahr. Auch außerhalb der eigentlichen Pilgerzeit hatte sich ein recht guter regelmäßiger Personen- und Güterverkehr entwickelt. Die besonders lebhaften Verkehrsbeziehungen zwischen Ägypten und Medina, die bis dahin den Suezkanal nach den Häfen Djedda und Janbo des Roten Meeres gegangen waren, hatten sich fast ausschließlich auf die Hedjasbahn über Haifa gelegt. Im letzten Jahre vor dem Kriege benutzte auch der ägyptische Mahmal, d. h. die große Karawane, die den heiligen Teppich von Kairo nach Mekka brachte, zum ersten Male die Hedjasbahn auf dem Wege über Haifa. Es war

ganz unverkennbar, daß die Hedjasbahn in politischer und wirtschaftlicher Beziehung ein wichtiges und segensreiches Unternehmen geworden war.

Diese wachsende Bedeutung der Hedjasbahn war in Konstantinopel erkannt und gewürdigt worden. An der Spiße der Generaldirektion der Hedjasbahn in Konstantinopel standen zeitweise kluge türkische Beamte, welche es verstanden, die Nationalversammlung zur Hergabe von Mitteln für den weiteren Ausbau des Hedjasneßes und zur Vervollständigung der Betriebsmittel zu gewinnen. Für die örtliche Verwaltung der Hedjasbahn wurden fachmänisch vorgebildete erfahrene Eisenbahnbeamte vom Auslande und zwar vorzugsweise aus Deutschland herbeigeholt. So wurde von 1911 ab die Stelle des Betriebsdirektors und des ersten Maschineningenieurs von Deutschen beseßt, Vertreter des deutschen ersten Maschineningenieurs war ein in Deutschland gründlich vorgebildeter, sehr befähigter türkischer Ingenieur. Deutsche Maschinenkontrolleure und Werkstättenvorsteher arbeiteten neben reinen Türken, Griechen, Armeniern, die in den Werkstätten der anatolischen Eisenbhan in Eski Chehir ihre Ausbildung genossen hatten. Für den unteren Bahnhofs- und Maschinendienst, sowie den Handwerkerdienst in den Werkstätten wurden aber nur Einheimische, Araber und Türken, zugelassen. Für den Bahnunterhaltungsdienst waren beim Bau der Bahn türkische Ingenieure angelernt worden, die ihrer Aufgabe vollständig gewachsen waren. Vier türkische Eisenbahnbaukompagnien stellten die Bahnmeister, Rottenführer und Streckenarbeiter.

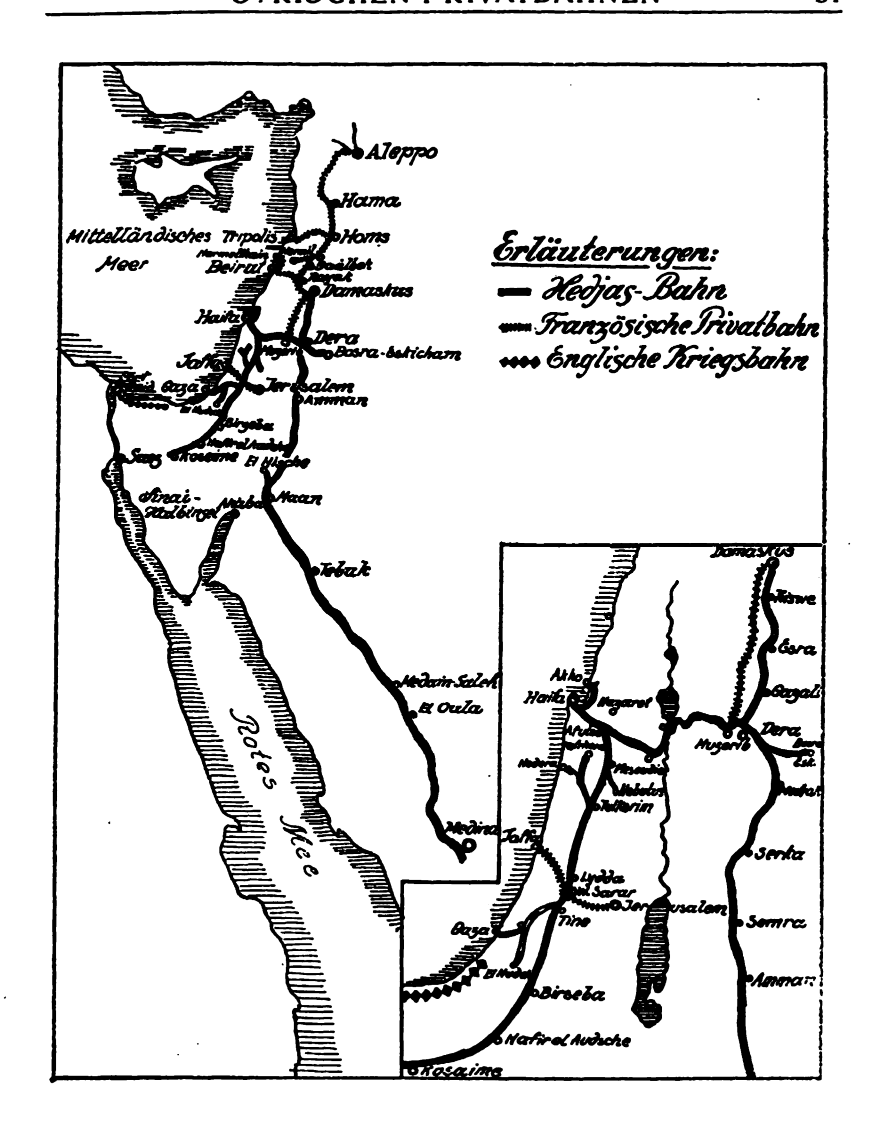
In den Jahren 1911—1914 hatte zwar die Fortführung der Hedjasbahn von Medina nach Mekka noch nicht angefangen werden können. Dafür waren aber in Syrien und Palästina selbst mehrere Seitenlinien ausgebaut worden, die vorzugsweise der wirtschaftlichen Erschließung des Landes dienen sollten. Es waren dies die Bahnen von Haifa nach Akko (17 km) und von Dera nach Bosra-Eskicham (28 km). Auch war im Jahre 1912 die Bahn von Afule nach Jerusalem angefangen worden, die bei Kriegsbeginn bis Sileh (40 km) gelangt war.

Unter dem Drucke der türkischen Finanzschwierigkeiten hatte der türkische Finanzminister Djavid Bey im Jahre 1913 das französisch-türkische Finanzabkommen abgeschlossen, durch das allerdings die so gut angefangene Entwicklung des Hedjasunternehmens im türkisch-nationalen Sinne weiterhin wesentlich in Frage gestellt zu werden schien, indem die Strecke Haifa—Dera der Hedjasbahn unter französische Verwaltung gestellt werden sollte. Der Grund dafür war der, daß diese Linie der französischen Strecke Beirut—Damaskus erfolgreich Wettbewerb gemacht hatte. Dieses Abkommen ist jedoch infolge Ausbruchs des Krieges nicht erst zur Ausführung gekommen.

Bei Eintritt der Türkei in den Weltkrieg, Anfang November 1914, war die Lage der Hedjasbahn folgende:

Die Hauptstrecke von Damaskus über Dera, Amman, Mahan, Tebonk, Medain Saleh nach Medina . .	1305 km
Haifa—Afule—Samah—Dera	161 „
Haifa—Akko	17 „
Dera — Bosra - Eskicham	28 „
Afule—Sileh	40 „
zusammen im Betriebe	1551 km

Im Bau war die Strecke Sileh—Nahulus—Jerusalem 120 km. Die Spurweite dieser Eisenbahnen war 1,05 m, der bauliche Zustand des Gleises war gut. Die Länge der Kreuzungsgleise betrug 250 m. Die größte Entfernung der Kreuzungsstationen von einander war 30 km. Die Geschwindigkeit der Züge war auf 35 km in der Stunde festgesetzt. Wasserstationen waren im allgemeinen in genügender Anzahl ausgebaut. Wo dies, besonders auf den Wüstenstrecken, nicht möglich gewesen war, wurden den Zügen besondere Wasserwagen zur Überwindung der wasserlosen Strecken beigegeben. Die Maschinen und Wagen waren in guter Ordnung. Von deutschen Ingenieuren nach modernen Grundsätzen ausgebaute Werkstätten befanden sich in Damaskus (Hauptwerkstatt), in Haifa, Dera, Mahan, Medain-Saleh (Betriebswerkstätten).


Aleppo
Hama
Homs
Mittelländisches
Meer
Tripolis
Beirut
Baalbek
Damaskus
Haifa
Dera
Bosra-eski-Scham
Jaffa
Gaza
Jerusalem
Amman
Tebuk
Medina
El Oula
Rotes Meer
Erläuterungen:
Hedjas-Bahn
Französische Privatbahn
Englische Kriegsbahn
Damaskus
Esra
Akko
Nazaret
Dera
Muzerib
Tulkerin
Senta
Lydda
Sarar
Jerusalem
Semra
Gaza
Tine
Amman
Birseba
Nafir el Audsche
Rosaime

An Privatbahnen kamen in Syrien für die Militärbeförderung folgende Strecken in Betracht:

a) Jaffa—Jerusalem, Spurweite 1 m, unter einer französischen Privatbahndirektion in Jaffa . . . 87 km

b) Beirut — Rayak—Damaskus — Muzerib . . . . . 249 „
Beirut — Marmalthain . . . . 19 „

Spurweite 1,05 m.

Rajak — Homs — Aleppo . . . . 332 „
Homs — Tripolis . . . . 102 „

Spurweite 1,435 m

unter einer französischen Privatbahndirektion in Beirut.

Die unter a und b aufgeführten französischen Privatbahndirektionen wurden nach Eintritt der Türkei in den Krieg durch Befehl des Kriegsministeriums aufgehoben, und es wurde die gesamte Verwaltung dieser Bahnen der Betriebsdirektion der Hedjasbahn, die ihren Sitz von Haifa nach Damaskus verlegt hatte, übertragen.

Es wurde nunmehr sofort die Schienenverbindung zwischen dem Hedjasnetz und der in Damaskus einmündenden französischen Bahn, die bisher aus Gründen der Konkurrenz nicht bestanden hatte, hergestellt, und dadurch der direkte Wagendurchgang und die gemeinschaftliche Wagenbenutzung eingeführt, so daß die Wagen ohne Umladung von Rajak über Damaskus nach den Ausladestationen der Hedjasbahn durchgehen konnten.

Auf dem alten Hedjasnetz war die Amtssprache türkisch, auf den besetzten französischen Bahnen französisch. Da nicht genügend Betriebsbeamte vorhanden waren, die die türkische Sprache kannten, so wurden auf den früher französischen Linien die Beamten der Privatgesellschaft, die übrigens sämtlich türkische Staatsangehörige waren, im Dienste belassen und auf diesen Strecken die französische Sprache als Amtssprache beibehalten. Auch blieben die Dienstanweisungen der französischen Bahnen in Gültigkeit.

Die ersten großen militärischen Transportanforderungen traten an die Hedjasbahn heran aus Anlaß der Suezkanalexpedition im Winter 1914/15.

Die betriebliche Lage der Hedjasbahn zur Bewältigung dieser ersten Militärtransporte war zu Anfang des Krieges nicht ungünstig. Es waren im Juli und August 1914 noch zwei Kohlenschiffe in Haifa entladen worden. Die Kohlen waren sofort von der Küste in das Innere befördert worden. Mit den bei den französischen Bahnen vorgefundenen Kohlenbeständen konnte der Betrieb während 5 Monaten aufrecht erhalten werden. Die Lokomotiven und Wagen waren in guter Ordnung. Die Bestände an Öl und anderen Materialien in den Magazinen waren verhältnismäßig gut. Auf diese Weise konnten die Transporte für die Suezkanalexpedition 1914/15 glatt erledigt werden. Es wurde der ganze öffentliche Verkehr eingestellt. Die Züge auf der Strecke Dera—Mahan—Medina wurden auf das für die Versorgung der Beamten und des Bahnschutzmilitärs unbedingt notwendige Maß eingeschränkt. Mit den dadurch gewonnenen Lokomotiven und Wagen konnten während 14 Tagen täglich 9 Militärzüge zu je 13 Wagen bis an die Ausladestation Sileh gebracht werden, womit die Transporte für die erste Suezkanalexpedition beendet waren. Nennenswerte Störungen traten hierbei nicht ein. Die Hedjasbahn hatte hierdurch den Nachweis ihrer militärischen Verwendbarkeit voll erbracht, was bis dahin angezweifelt worden war. Von Sileh aus marschierten die Kolonnen zu Fuß weiter über Jerusalem, Hebron, Bir-Seba an den Suezkanal. Große Kamelkolonnen vermittelten den Nachschub.

Nachdem die Kanalexpedition mißglückt war, erfolgte der Rückmarsch der Armee. Soweit die Truppen nicht zur Besetzung vorgeschobener militärischer Punkte in der Wüste verwendet wurden, oder in Jerusalem blieben, wurden sie mit der Eisenbahn von Sebastie aus, bis wohin im Winter 1914/15 der Neubau Afule—Jerusalem vorgerückt war, abbefördert. Diese Transporte fielen in den Februar und März 1915.

Inzwischen gingen aber die Kohlenbestände auf die Neige, und hiermit begannen die eigentlichen Schwierigkeiten des Bahnbetriebes. Versuche, die unternommen wurden, um Kohlenschiffe trotz der Blockade der Küste heranzubekommen, scheiterten und mußten als aussichtslos aufgegeben werden. Es wurde nun versucht, Kohlen im Lande selbst zu suchen.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte man angefangen im Libanon an einigen Stellen, wo Kohlen zutage traten, diese zu schürfen. Diese Arbeiten wurden aber bald wegen der Minderwertigkeit der Kohle und der Transportschwierigkeiten wieder aufgegeben. Unter dem Drucke der Verhältnisse wurden Anfang 1915 die Kohlenförderungsarbeiten im Libanon wieder aufgenommen. Die seinerzeit verlassenen und noch erkennbaren Schächte wurden wieder freigelegt und in Betrieb genommen. Die Schwierigkeiten waren groß, da es besonders an erfahrenen Bergleuten und Steigern fehlte. Auch erwies sich die gewonnene Kohle für die Verwendung in den Lokomotiven als sehr wenig geeignet, da sie viele Schlacken bildete und viel Schwefel enthielt, wodurch die Lokomotivkessel sehr angegriffen wurden. Auch war die gewonnene Menge nur sehr gering. Zur weiteren Förderung der Kohlengewinnung wurde nun vom türkischen Feldeisenbahnchef eine besondere Minendirektion im Libanon unter Leitung eines deutschen Ingenieurs organisiert. Ferner wurde eine Mission unter einem deutschen Professor herbeigerufen, die das Kohlenvorkommen im Lande wissenschaftlich näher erforschen sollte. Nach dem Gutachten dieser Mission war zwar wenig Aussicht vorhanden, im Libanon ergiebige Kohlenlager zu finden. Trotzdem wurden die Arbeiten bis zum Schluß des Krieges fortgesetzt, weil die schwierige Brennstofflage immerhin doch ein wenig durch die Libanonkohle gebessert wurde. Noch im letzten Jahre wurde eine Förderbahn von Bhamdun nach der Kohlenmine Mergelaya gebaut. Doch hat auch diese Unternehmung keinen rechten Erfolg mehr gebracht.

Schon gleich, nachdem erkannt war, daß die Libanonkohle die Brennstofflage nicht würde retten können, wurde zur Holzfeuerung übergegangen. Syrien und Palästina sind als holz-

arme Länder bekannt. Dicht bestandene Wälder, wie es sie in Deutschland gibt, waren nur im Libanon in ganz geringem Umfang vorhanden. Was an Holzbeständen sonst im Lande vorhanden war, das waren in der Regel nur einzelnstehende große Eichen in wenig bewohnten Gegenden, wo das Holzkohlenbrennen noch nicht so arg betrieben wurde, Kiefern im Libanon, Pappeln, Weiden, Eukalyptusbäume in sumpfigen Gegenden, Ahorn an den Rändern von fließenden Bächen, Olivenbäume, besonders in Palästina, Obstbäume aller Arten in den Gärten von Damaskus, Homs, Hama, Baalbeck. Der Gesamtbedarf des Hedjasbahnnetzes an Holz betrug in einem Jahre 150 000 Tonnen. Die Beschaffung des Holzes erfolgte zunächst durch die Bahnverwaltung selbst, und es gelang verhältnismäßig leicht, zu Beginn des Winters 1915/16 auf den verschiedenen Bahnstationen des Bezirks den Bedarf bis zum Frühjahr 1916 aufzustapeln. Im Winter während der Regeneriode war eine Holzbeschaffung nicht möglich. Der Bahnbetrieb mit der Holzfeuerung ging, soweit das Holz trocken war, verhältnismäßig gut. Die Zugleistung der Lokomotiven brauchte nur um 30 v. H. gegenüber der Heizung mit Kohlen herabgesetzt zu werden.

Als aber zu Beginn des Sommers 1916 die ersten Baumbestände in der Nähe der Bahn bereits verbraucht waren, und man schon gezwungen war, die Nußbäume in den Gärten niederzuschlagen, wurden die Beschaffungsschwierigkeiten für die Bahnverwaltung zu groß. Die Heeresverwaltung übergab nun den zivilen Verwaltungsbehörden in den einzelnen Bezirken unter der Oberleitung des Valis von Damaskus die Verpflichtung zur Lieferung des Holzes für die Bahn. Es entstand eine besondere Brennstoffverwaltung. Teils wurden die Bewohner zur Holzlieferung gezwungen, teils wurden Unternehmer angenommen, denen für sich, ihre Unternehmer und Arbeiter Vesikas (Militärbefreiungsschein) ausgeliefert wurden. Da der Militärdienst bei den Einwohnern wenig beliebt war, so drängten sich viele Unternehmer und Arbeiter um die Holzlieferung. Durch den Verkauf des Vesikas an Unberufene wurde zwar ein größerer Schwindel betrieben, immerhin gelang es aber durch

dieses Mittel, bald wieder größere Mengen Holz an die Bahn heranzubekommen. Als auf die weiter von der Bahn gelegenen Holzbestände zurückgegriffen werden mußte, und auch die Trag- und Zugtiere zu fehlen anfingen, legte die Bahn besondere Anschlußgleise nach solchen Holzgewinnungsstellen an, so von Kosseir nach Hermil (19 km), Toulkerim nach Kefr Kara und Hedera (40 km), Anese—El Hische (40 km). Auch wurden die deutschen Automobile da, wo Wege vorhanden waren, zum Holzfahren angesetzt. Von Hermil aus wurde unter Leitung eines deutschen Offiziers eine Drahtseilbahn zum Holztransport gebaut. In manchen Gegenden bildeten die Olivenbäume fast die einzige Erwerbsquelle der armen Bevölkerung. Der rücksichtslose Abschlag dieser Nußbäume bildete daher eine harte Maßnahme für die Bevölkerung. Angesichts der Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung des Bahnbetriebes blieb aber keine andere Lösung. Bei dem Rückzuge im November 1917 bis Toulkerim fielen den Feinden noch große Holzbestände auf den Bahnlinien Jerusalem, Ramle Lydde, Rentie in die Hand.

Im Sommer 1918 war die Brennstofflage ganz kritisch geworden. Da aber im September 1918 endlich die direkte Bahnverbindung über den Taurus und Amanus hergestellt worden war, so war nunmehr die Möglichkeit der Heranschaffung von Kohlen aus Deutschland geschaffen, wodurch der Bahnbetrieb auch weiterhin hätte aufrecht erhalten werden können.

Auf der Wüstenstrecke bis Medina fand die Brennstoffrage eine unerwartet günstige Lösung dadurch, daß die in der Wüste vorgefundenen Dorngebüsche, deren Äste nur arm-, selten beindick waren, ein Heizmaterial von ganz besonderer Güte abgaben. Dieses Holz wurde zunächst von den Beduinen, und als diese später abfielen, von den türkischen Soldaten an die Bahn herangeliefert. Der Bahnverkehr nach Medina hat bis zuletzt nur selten aus Mangel an Holz, meistens aus anderen Gründen, wie Zerstörung der Gleise durch die Beduinen, gestockt.

Ein besonderer Übelstand bei der Holzfeuerung war die Feuersgefahr, die durch den Funkenflug entstand. Es ist trotz vieler Versuche nicht gelungen, einen wirksamen Funkenfänger

herzustellen. Viele Wagen mit wertvollen Ladungen sind durch Funkenflug in Brand geraten.

Erst ganz in der letzten Zeit des Krieges, als der Amanustunnel fertiggestellt und die Feldbahn im Taurus in Betrieb war, sind im ganzen kaum 100 Wagen Kohlen von Deutschland bis zur Hedjasbahn durchgekommen. Diese geringen Kohlenmengen wurden, soweit sie nicht in den Schmieden der Werkstätten verbraucht wurden, nur zu besonderen Zwecken verwendet.

Nicht ganz so ungünstig, wie in der Brennstoffrage war die Lage der Bahn hinsichtlich der Schmiermittel. Bei Beginn des Krieges war zwar ein guter Bestand von Mineralschmieröl vorhanden. Dieser war aber doch nach einigen Monaten verbraucht. Es mußten nun Ersatzschmiermittel verwendet werden. Zunächst wurden Versuche mit einem Schmieröl gemacht, das aus dem im Taurus und Amanus in ziemlich großen Mengen gewonnenen Holzteer hergestellt wurde. Die Umarbeitung dieses Holzteeres zu einem brauchbaren Schmieröl gelang aber nicht vollständig, und es kamen viele Heißläufer vor. Dieses Schmieröl mußte daher bald aufgegeben werden. Das Land selbst war verhältnismäßig reich an Ölfrüchten. Vor allem war der Olivenbaum weit verbreitet, dessen Früchte das bekannte vorzügliche Olivenspeiseöl hergaben. Dieses reine Olivenöl selbst konnte nicht zu Schmierzwecken genommen werden, weil es für die menschliche Ernährung notwendig war. Bei den einheimischen, meistens recht primitiven Ölmühlen lagen aber noch große Rückstände von bereits verarbeiteten Oliven. Diese noch 5—10 v. H. Öl enthaltenden Olivenrückstände wurden nun unter Verwendung von Benzin oder Schwefelwasserstoff als Extraktionsmittel nochmals in Bearbeitung genommen, und es wurden auf diese Weise noch recht große Mengen gut verwendbaren Schmieröls gewonnen. Eine weitere Ölpflanze war der Sesam, der besonders in der Ebene bei Haifa und Djenine angebaut wurde. Da das Sesamöl weniger zu Speisezwecken verwendet wurde, konnte auch viel reines Erstlingsöl vom Sesam als Schmieröl besonders der Lokomotivzylinder verwendet werden. Schon Anfang 1915 hatte die Bahn größere Dis-

positionsländereien mit Rizinusstauden bepflanzt. Aus den Rizinusfrüchten wurde in einer in der Eisenbahnhauptwerkstätte Cadem eingerichteten Olmühle zunächst Rizinusöl für medizinische Zwecke hergestellt. Die Rückstände bei dieser Olfabrikation wurden der Bahn abgegeben und bildeten ein vorzügliches Heißdampfschmieröl. Schließlich wurde eine in Beirut vorgefundene Olmühle derart umgebaut, daß hier aus Tierknochen und Kadavern mittels Schwefelwasserstoff ein Fett extrahiert wurde, das den für Schmierzwecke verwendeten Talg ersetzte.

Als dann im letzten Kriegsjahre Mineralöl aus Rumänien herangeführt wurde, war die Schmierölnot endgültig behoben.

Für die Beleuchtung der Stationen war im Frieden Petroleum verwendet worden. Dieses fehlte im Kriege. Als Ersatz wurde Öl, und zwar hauptsächlich Baumwollkernöl, verwendet, das in den Baumwollentkernungsanstalten in Adana hergestellt wurde.

An eine Beleuchtung der Personenwagen konnte natürlich nicht mehr gedacht werden. Wer während der Nachtzeit Beleuchtung haben wollte, mußte sich selbst Handlaterne oder Kerze mitbringen. Um kein Mittel unversucht zu lassen, um mit den im Lande vorhandenen Mitteln die Schmieröl- und Brennstoffrage zu lösen, wurde in Mukarium im Jarmuktal unter Leitung des Oberleutnants Beyschlag Teeröl aus dem dort in großen Massen vorhandenen bituminösen Kalk extrahiert. Das gewonnene Ol konnte als Schmier- und Heizöl verwendet werden. Die gewonnene Menge war aber bei dem zuerst angewandten primitiven Verfahren gering. Der Bau einer größeren Generatorenanlage, zu dem die Teile schon aus Deutschland eingetroffen waren, konnte leider nicht mehr vollständig zu Ende geführt werden. Im Libanon waren stark ölhaltige Dyssodillager entdeckt worden. Die Ausbeutung dieser Lager wurde unter Leitung des Ingenieurs Wetzel erfolgreich in Angriff genommen, konnte aber auch bis zum Zusammenbruch nicht mehr recht entwickelt werden.

Der Lokomotiv- und Werkstättendienst der Hedjasbahn hatte in den drei letzten Jahren vor dem Kriege unter der Leitung des

deutschen Oberingenieurs Corts gestanden und war in guter Ordnung. Die Hauptwerkstätte in Cadem war ganz nach modernen Grundsätzen eingerichtet. Sie erhielt ihre Betriebskraft von dem elektrischen Kraftwerk am Baradaflusse. Das war ein großer Vorteil beim Fehlen der Feuerung für Dampfantrieb.

Schon durch die forzierten Transporte zur Suezkanal-expedition 1914/15 wurden die Lokomotiven derart mitgenommen, daß die Hauptwerkstätte mit den Reparaturen nicht mehr folgen konnte und die Zahl der betriebsfähigen Lokomotiven sich mehr und mehr verringerte. Daraufhin wurden schon im Jahre 1915 20 neue Lokomotiven in Deutschland bestellt. Infolge Überlastung der deutschen Industrie konnten aber die ersten dieser Lokomotiven erst 1917 geliefert werden. Sie kamen von den Lokomotivfabriken Hartmann, Henschel und Borsig. Besonders schwierig war ihr Transport mit den Feldbahnen über den Taurus und Amanus. Die letzten Lokomotiven dieser Bestellung kamen noch 1918 kurz vor dem allgemeinen Zusammenbruch und konnten überhaupt nicht mehr zusammengebaut werden. Ein häufiger Verlust an Lokomotiven entstand dadurch, daß auf der Strecke nach Medina die Beduinen unter Leitung englischer Pioniere Minen in das Gleis legten und die Lokomotiven in die Luft sprengten. Bei einigen gelang die Wiederaufgleisung und Inbetriebsetzung. Andere waren aber so zugerichtet, daß sie einfach liegen blieben. Die Hauptwerkstätte in Cadem wurde, weil sie die einzige leistungsfähige Werkstatt im Lande war, von der Militärverwaltung zu mancherlei Militärarbeiten herangezogen. Es wurde dort u. a. eine große Anzahl von Feldbahnwagen hergestellt, Automobile wurden repariert, Eisenkonstruktionen für Hallenbauten gemacht und vieles andere mehr, was nicht zur Eisenbahn gehörte.

Die Hauptwerkstatt in Cadem beschäftigte vor dem Kriege gegen 500 Arbeiter von allen Berufsarbeiten, die für die Eisenbahnwerkstätten nötig sind. Obgleich diese Arbeiter fast sämtlich einheimische Araber und Türken waren, war ihre Arbeitsleistung, selbst im Vergleich zu deutschen Werkstätten eine recht gute. Da aber im Lande selbst ein Stamm von Eisenbahn-

handwerkern nicht vorhanden war, aus dem die erforderlichen Vermehrungen und Ersatzgestellungen genommen werden konnten, es vor allem auch an tüchtigen Werkmeistern zum Anlernen neu eingestellter Arbeiter fehlte, so mußte von auswärts Aushilfe angefordert werden. Der deutschen Industrie konnten diese technischen Arbeitskräfte damals nicht entzogen werden, und so führte der ungarische Ingenieur Haydou im Winter 1916/17 eine größere Gruppe von technischem Personal aus den ungarischen Eisenbahnwerkstätten heran, die dann die Führung der Arbeiten in der Zentralwerkstatt Cadem übernahm. Zur weiteren Verstärkung des Werkstättenpersonals wurden dann noch einzelne Trupps von russischen, serbischen und italienischen Kriegsgefangenen beschäftigt, so daß die Werkstätten bis zuletzt voll leistungsfähig geblieben sind.

Eine besondere lobenswerte Erwähnung verdienen die türkischen Lokomotivpersonale. Der Stamm derselben hatte sich aus anatolischen Türken gebildet, die schon bei Eröffnung der Hedjasbahn aus dem Betriebe der anatolischen Eisenbahn, wo sie ihre Fachausbildung genossen hatten, herübergezogen waren. Auch aus den eigenen Lehrlingen der Hauptwerkstatt Cadem waren schon einige Lokomotivführer hervorgegangen. An technischen Kenntnissen stand dieses Personal natürlich dem deutschen Lokomotivpersonal nach. Die Hingabe an ihren Dienst und die Treue und Ausdauer, mit der dieses türkische Lokomotivpersonal allen Gefahren und Entbehrungen ihres Dienstes bis zuletzt trotzte, verdient die vollste Anerkennung.

Das Stations- und Zugpersonal bestand aus eingeborenen Arabern und zugewanderten Türken. Die Amtssprache war die türkische. Nur wenige Beamte konnten einige Brocken Französisch. Die Verständigung zwischen diesem türkischen Personal und dem deutschen Militär war deshalb zuerst recht schwierig und es entstanden hieraus im Anfang oft Reibereien. Als aber der deutsche Soldat sich erst an die Eigenart der türkischen Beamten gewöhnt und deren guten Willen erkannt hatte, bildete sich ein ganz leidliches Verhältnis heraus und es kamen sogar trotz der Schwierigkeit der gegenseitigen Verständigung

vereinzelt Freundschaften zutage. Mit der Zeit entstand aber unter dem türkischen Stationspersonal ein recht großer Abgang durch Krankheit, Tod und Flucht. Teils zur Ausfüllung dieser Lücken, teils um von dem Bahnpersonal einen größeren militärischen Schutz der Bahn zu erhalten, wurden im Winter 1917/18 zwei deutsche Eisenbahnbetriebskompagnien herbeigeholt, und zwar die E. B. S. K. 11 unter Hauptmann Borck und E. B. S. K. 44/48 unter Hauptmann Pösentrup. Diese deutschen Eisenbahnbetriebskompagnien setzten sich aus berufsmäßigen deutschen Eisenbahnern aller Klassen zusammen. Sie waren auch mit technischen Mitteln gut ausgerüstet. Im Benehmen mit der Zivileisenbahnverwaltung wurde nun die E. B. S. K. 11 auf der Strecke Samah—Afule—Toulkerim—Gleisspitze angesetzt, und zwar in der Weise, daß der gesamte Betriebs-Maschinen-Werkstätten- und Bahnunterhaltungsdienst unter die Befehle der Kompagnie trat. Die Stationen wurden mit deutschen Fahrdienstleitern besetzt. Es verblieben nur die türkischen Beamten für den Verkehrsdienst und das untere Personal für Rangier- und Weichenstellerdienst. Auch die türkischen Lokomotivführer und Heizer blieben auf dieser Strecke im Dienst zusammen mit dem deutschen Personal und unter deutschem Befehl. Ebenso blieb das türkische Bahnunterhaltungspersonal. Dieses deutsch-türkische Gemeinschaftsverhältnis hat sich trotz der Anfangs aufgetretenen Schwierigkeiten mit der Zeit recht gut bewährt. Bei dem Zusammenbruch der Front im September 1918 ergriff das einheimische Personal größtenteils die Flucht. Hier bewährten sich aber die deutschen Eisenbahntruppen vorzüglich, die bis zuletzt aushielten und noch recht viel an Material und Kranken abbefördern konnten.

Die zweite Eisenbahnbetriebs- und Baukompagnie Nr. 44/48 unter Hauptmann Pösentrup wurde in der Weise verwendet, daß die Offiziere und Mannschaften auf die einzelnen Stationen von Aleppo bis Amman verteilt wurden. Diese Einzelkommandos stellten zunächst das Vermittelungsglied zwischen den deutschen Truppen und dem türkischen Bahnpersonal her, in dessen Händen der volle Betrieb verblieb. Sie leisteten dann wesent-

liche Hilfe bei der Herstellung und beim Betrieb von neuen Telephon- und Telegraphenanlagen und traten überall da ein, wo es an einheimischen Spezialisten fehlte. Als dann der Zusammenbruch sich Anfang Oktober auf Damaskus und die nördlichen Strecken fortsetzte, und hier das einheimische Personal anfing zu versagen, da waren die Leute dieser E. B. S. K. 44/48 soweit in den Betrieb der Strecke eingearbeitet, daß sie denselben teils ganz selbst übernahmen, teils wesentlich unterstützen konnten. Auch diese Form des Ansetzens der deutschen Eisenbahntruppe hat sich durchaus bewährt. Je nachdem die einzelnen Strecken geräumt wurden, übernahm die Kompagnie die Zerstörung der Kunstbauten.

Zur Vermittelung der Verbindungen zwischen der Eisenbahnverwaltung und den Militärbehörden wurden schon zu Anfang des Krieges Linienkommissare eingesetzt, die mit türkischen Offizieren besetzt waren. Unter diesen standen die als Bahnhofskommandanten auf den wichtigeren Bahnhöfen fungierenden türkischen Offiziere. Da aber eine klare Dienstanweisung über die Obliegenheiten dieser Stellen nicht herauskam und die gegenseitigen Aufgaben zwischen diesen und der Eisenbahnverwaltung nicht klar abgegrenzt waren, so entstanden häufig Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten. Eine Besserung trat erst im Herbst 1917 mit der Einsetzung der Eisenbahntransportabteilungen (Etras) in Aleppo und Damaskus ein, die mit einem deutschen Kommandeur und erfahrenen deutschen Fachoffizieren besetzt waren.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Leistungen der Hedjasbahnverwaltung in bezug auf den Bau neuer Bahnstrecken während des Krieges. Nachdem im Winter 1914/15 die erste militärische Expedition gegen den Suezkanal nicht gelungen war, wurde von der Heeresverwaltung die Notwendigkeit erkannt, das vorhandene Bahnnetz so schnell und so weit, wie irgend möglich, gegen den Suezkanal auszubauen, und es wurde sofort an die Ausführung dieses Planes herangetreten. Der Hauptförderer des Gedankens dieses Bahnbaues war Djemal Pascha und so lange dieser tatkräftige türkische General den Ober-

befehl hatte, hat er es verstanden, immer wieder die Geldmittel und Menschenkräfte heranzuschaffen, die zu den Bahnbauten erforderlich waren. Für die Übernahme der Bauleitung wurde der deutsche Oberingenieur Meißner Pascha, der schon den Bau der ersten Hedjasbahnstrecken in den Jahren 1900/1908 mit so gutem Erfolg geleitet hatte, aus Bagdad herbeigerufen.

Die Abzweigung Afule—Jerusalem, die von der Betriebsdirektion der Hedjasbahn schon vor dem Kriege angefangen war, war im Winter 1914/15 bis Sebastie fertiggestellt worden. Die neue Kriegsbahn, die den Namen Ägyptische Abzweigung bekam, wurde von der Station Mesoudie der Strecke Afule—Sebastie abgeleitet, und von dort sofort in die Saronaebene hineingeführt, wo die Bauschwierigkeiten nicht so groß waren, als auf dem direkten Wege von Nahulus nach Jerusalem durch das gebirgige judäische Hochland. Die Bahn wurde überall so weit von der Küste entfernt gehalten, daß eine Beschießung derselben vom Meere her nicht möglich war. Der erste Spatenstich wurde am 15. Januar 1915 von der Station Mesoudie aus gemacht, und schon am 17. Oktober desselben Jahres konnten die ersten 164 km der neuen Bahn bis Birseba dem Betriebe übergeben werden. Das war unter den schwierigen Verhältnissen entschieden eine außergewöhnlich gute Leistung. Von Lydda bis Wadi Sarar war auf eine Länge von 18 km das Gleis der französischen Bahn von Jaffa bis Jerusalem benußt worden, deren Schienen von der Spurweite 1,00 m auf 1,05 m, die Spur der Hedjasbahn, hatten umgenagelt werden müssen. Für den Oberbau standen aus den alten Beständen der Hedjasbahn zwar 300 km Schienen, aber nur 50 km eiserner Schwellen zur Verfügung. Die fehlenden Schwellen wurden dadurch gewonnen, daß zunächst die 19 km lange Strecke von Jaffa nach Lydda und dann die 103 km lange französische Bahnstrecke von Damaskus nach Muzerib aufgerissen wurden. Ferner wurden hölzerne Schwellen aus den Eukalyptusbäumen, die es in der Ebene von Sarona reichlich gab, und aus den Tannen des Libanon gehauen. Wasserstationen wurden auf den Stationen Mesoudie, Toulkerim, Penarbaschi, Lydda, Wadisarar, Tine, Tellcheria, Birseba

in genügender Anzahl eingerichtet. Die Brücken und Durchlässe wurden in Stein solide gebaut, die Stationen mit ausreichenden hübschen Gebäuden versehen, so daß das Aussehen dieser neuen Bahn keineswegs behelfsmäßig, sondern das einer vollständig ausgerüsteten Friedensbahn war. Die Gleis- und Gleisverlegearbeiten wurden von türkischen Eisenbahntruppen, die Brücken und Stationsgebäude von einheimischen Unternehmern ausgeführt.

Durch die Eisenbahnbeförderung bis Birsebaʿ war dem Etappendienst der Armee eine große Erleichterung erwachsen, und das sonst so armselige und schmußige Araberdorf Birseba entwickelte sich bald zu einem Waffenplaß und Etappenort, dessen Name in den Heeresberichten bald eine wichtige Rolle spielte.

Schon bevor das Gleis bis Birseba ordentlich durchgestopft, und die Brücken endgültig fertiggestellt waren, wurde an den Weiterbau von Birseba in der Richtung auf den Kanal durch das Innere der Sinaiwüste herangetreten. Die Schwierigkeiten des Heranschaffens des Oberbaumaterials neben den immer mehr zunehmenden militärischen Nachschubtransporten wurden immer größer und der Vorbau der Gleise konnte nicht mehr so schnell erfolgen, als es in dem ersten Bauabschnitt möglich gewesen war. Immerhin gelang es aber noch im Sommer 1916 weitere 92 km Gleis über Birseba hinaus in der Richtung auf den Suezkanal fertigzustellen. Endstation des Betriebsgleises wurde Hafire el Autche. Als dann im Frühjahr 1917 die vorgeschobenen militärischen Posten zurückgezogen und die Gazastellungen eingenommen wurden, mußten auch die Bahnstrecken südlich von Birseba wieder aufgegeben werden. Das rollende Material konnte voll gerettet werden. Das Oberbaumaterial ging aber verloren. Jeßt begann der Ausbau der Bahnlinien von Tine nach Der es Sned und Bet Hanun, und von Der es Sned nach El Hudie, zusammen 53,5 km, die dazu bestimmt waren, der neuen Front ihre Bedarfsgegenstände, soweit wie möglich, heranzuführen. Ferner wurden zur Erleichterung der Holzzufuhr noch folgende Seitenbahnen gebaut:

Toulkerim—Kefr-Kara, 24 km, mit Abzweigung Dschelene—Hedera, 6 km.

Aneze—El Hische, 28 km.

Kosseir—Hermil, 19 km.

Im ganzen sind während des Krieges 384 km neuer Bahnen im Anschluß an das Hedjasbahnnetz gebaut worden, was gewiß in Anbetracht der Schwierigkeiten des Landes und besonders wegen des Mangels an Lokomotivfeuerung als eine gute Leistung angesehen werden muß. Als dann im November 1917 die Gazafront durchbrochen wurde, und die neuen Stellungen in der Mitte Palästinas eingenommen wurden, mußten auch die Bahnstrecken südlich von Toulkerim aufgegeben werden. Jetzt wurde letztere Station die Endstation.

Der Bahnverkehr nach Medina hat aber bis zuletzt dauernd aufrecht erhalten werden können. Wenn hier auch recht häufig größere Gleisstrecken und Brücken von den Beduinen gesprengt wurden, so ist es doch stets gelungen, diese in kürzerer Zeit wieder betriebsfähig herzustellen. Nach dem endgültigen Zusammenbruch im September 1918 aber gingen die sämtlichen Strecken der Hedjasbahn bis Damaskus in ganz kurzer Zeit verloren. Schon während des Krieges hatten die Engländer von Port Said aus an der Küste des Mittelmeeres entlang eine normalspurige Eisenbahn angefangen. Diese diente zunächst zur Unterstützung der militärischen Operationen gegen die türkisch-deutsche Front. Im September 1918 war die Bahn bereits nach Palästina, soweit diese in den Händen der Engländer war, vorgeschoben worden. Nach dem Abzuge der Türken wurde diese englische Bahn sofort bis Haifa weiter durchgebaut. Dadurch wurde die erste Gleisverbindung zwischen dem ägyptischen Eisenbahnnetz und der Hedjasbahn hergestellt. Diese Bahnverbindung zwischen Ägypten einerseits und Palästina und Syrien andererseits ist zweifellos von großer Bedeutung für die wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder untereinander, welche von altersher immer sehr enge gewesen sind. Sie ist die erste Verbindung zwischen den Eisenbahnen des afrikanischen und asiatischen Kontinents geworden und macht,

nachdem der Bosporus durch eine Brücke oder mittels eines Trajektes für Eisenbahnwagen passierbar geworden sein wird, den Durchgang von Wagen zwischen dem europäischen und afrikanischen über dies vorderasiatische Eisenbahnnetz möglich. Nach der Besetzung der Eisenbahnen in Palästina und Syrien traten die Eisenbahnen dort zunächst unter militärische Verwaltung. Dann wurden die von dem türkischen Kriegsministerium während des Krieges aufgehobenen französischen Direktionen der Privatbahnen wieder eingesetzt.

Die Besitzrechte an der Hedjasbahn standen in Wirklichkeit nicht dem türkischen Reiche zu, sondern dem Evkaf, d. h. der Verwaltung der muhammedanischen religiösen Güter. Es besteht das religiöse Gesetz, daß die Güter des Evkaf niemals an dritte Personen veräußert werden dürfen, sondern in ewigen Zeiten Eigentum der muhammedanischen Religion bleiben müssen. Dieses Gesetz konnten die Engländer nicht vollständig umgehen. Die Besitzrechte des Evkaf an der Hedjasbahn mußten, soweit die alten für den Pilgerverkehr nach Medina bestimmten Strecken in Frage kamen, gewahrt werden. Die während des Krieges von der Militärverwaltung in Palästina gebauten Bahnstrecken, sowie die alte Strecke Haifa—Samah der Hedjasbahn wurden dem ägyptischen Eisenbahnnetz zugeschlagen. Für die verbliebenen Strecken der Hedjasbahn wurden die Besitzrechte des Evkaf gewahrt und die Direktion der Hedjasbahn in Damaskus belassen.

Die Strecke Dera—Amman—Mahan—Medina hatte bei dem Rückzug des türkischen Militärs natürlich gelitten und es konnte zunächst wohl aus technischen Gründen der Betrieb nicht wieder aufgenommen werden. Bisher ist diese Hauptstrecke der Hedjasbahn aber nicht wieder in Betrieb gesetzt worden. Die Ausbesserung des Gleises wäre nicht so sehr schwierig gewesen, wenn den Engländern tatsächlich an der Landverbindung zwischen Damaskus und Medina etwas gelegen hätte. Das war aber nicht der Fall. Es lag vielmehr im englischen Interesse, daß der Verkehr mit Medina und Mecka auf den Seeweg über das Rote Meer geleitet wurde und damit unter englische Kontrolle

kam. Es ist auch in Zukunft nicht zu erwarten, daß die Hedjasbahn bis Medina wieder in Betrieb gesetzt wird. Damaskus und Syrien scheiden hierdurch als Versorgungsgebiet für den Hedjas aus und Ägypten übernimmt deren Platz. Der Strom der muhammedanischen Pilger nach Medina, welche vor dem Kriege in einer Zahl von jährlich 25000 über Damaskus gegangen waren und dort viele Vorteile für die Pilgerlogierhäuser und die Basare gelassen hatten, wird ausbleiben. Das ist für Damaskus, dessen Handel mit dem Hedjas vor dem Kriege gerade durch die gute Verbindung mit der Hedjasbahn sehr bedeutend geworden war, ein großer Verlust. Damaskus ist jetzt französisches Interessengebiet und muß sich anderweit Ersatz schaffen. Vorläufig stockt der Handel und Verkehr in Syrien aber noch vollständig.

Sogleich nach der Besetzung Palästinas begannen die Engländer mit den Vorarbeiten für ihre transarabische Bahn in westöstlicher Richtung, welche Haifa, den Hafen der Zukunft am Mittelländischen Meer mit dem Persischen Golf verbinden und hierdurch einen neuen, vom Suezkanal unabhängigen Weg nach Indien schaffen soll. Die Länge dieses Weges ist ungefähr 1500 km. Wenn auch die Engländer diese Vorarbeiten wegen des Widerstandes der Beduinen in der Wüste vorläufig haben aufgeben müssen, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß dieser englische Plan in kürzerer Zeit zur Ausführung kommen wird. Die Vorzüge dieser neuen und kürzesten Landverbindung mit Indien liegen für England zu klar auf der Hand.

Von den 1551 km langen Eisenbahnstrecken, mit denen die Hedjasbahn 1914 in den Krieg ging, und zu denen während des Krieges noch 384 km neu hinzugebaut wurden, ist nur noch ein kümmerlicher Rest von 211 km in Betrieb geblieben. Ihre Verbindung mit Medina und dem Hedjas hat die Hedjasbahn verloren. Diese wird sie wahrscheinlich auch nicht wieder erlangen. Dadurch hat sie auch das Recht auf den alten Namen, unter dem sie in der Geschichte der Eisenbahnen so berühmt geworden ist, eingebüßt. Zum ersten Male war es gelungen, den Widerstand, den die wasserarme arabische Wüste dem Verkehre entgegensetzte, durch den eisernen Schienenstrang mit der Dampf-

maschine siegreich zu überwinden. An verschiedenen Stationen der Wüste zeigten sich langsam Spuren einer beginnenden Kultur. Mit rühmlicher Ausdauer hatten die Beamten angefangen, Gärten anzulegen und Bäume zu pflanzen, Erscheinungen, welche sonst die Wüste nicht kennt. Auf den Stationen hatten sich Läden aufgetan, wo die wandernden Beduinenstämme ihre Bedarfsgegenstände kaufen oder gegen die Erzeugnisse ihrer Kamelherden eintauschen konnten. Auf den Stationen konnten die Eisenbahnbeamten in einfachen, aber gesunden Wohnungen mit ihren Familien ein zwar einsames, aber zufriedenes Leben führen und durch ihre ständige Berührung mit den Beduinen langsam zu deren Kultivierung beitragen. Durch die Brachlegung der Wüstenstrecken gehen diese Anfänge einer Kultur in der arabischen Wüste für immer verloren. Es wird nur weniger Jahre bedürfen, dann hat der immer in Bewegung befindliche Flugsand der Wüste die Gleise verdeckt, der Wind die verlassenen Stationsgebäude abgedeckt und der Platzregen in den Wadis (Tälern) die Bahndämme weggeschwemmt. Ein Jahrzehnt hängen vielleicht noch die Gleise über ausgewaschenen Dämmen in der Luft, dann sind auch die Laschen durchgerostet. Das Gleis reißt ab, stürzt zusammen und so werden auch diese letzten Zeugen der einstigen Hedjasbahn in der Wüste vom Sande auf ewig begraben werden.

Den gut national gesinnten mohammedanischen Türken und den Mohammedanern überhaupt ist der Verlust der Hedjasbahn und die Brachlegung der Landverbindung nach ihrer heiligen Stadt Medina schwer geworden. Das gute Gelingen des Baues dieser ihrer national religiösen Bahn und die nach orientalischen Begriffen vorzügliche Betriebsführung derselben in den letzten Jahren vor dem Kriege war für sie ein Beweis der inneren Erstarkung der türkischen Regierung. Die Opferfreudigkeit der frommen Mohammedaner für dieses Bahnunternehmen, das als ein religiöses Eigentum der Mohammedaner galt, war ein glänzendes Zeichen für die innere Kraft, welche ihrer Religion ohne Rücksicht auf die Nationalität der einzelnen Angehörigen innewohnt.

Auch in Deutschland hat der Bau und die Entwickelung des türkischen Hedjasbahnnetzes stets lebhaftes Interesse gefunden. Die Erstarkung unseres Bundesgenossen auch in seinen abgelegensten Provinzen konnte von uns nur mit Freuden begrüßt werden. Wenn auch deutsches Kapital nicht in diesem Unternehmen arbeitete, so war es doch ein deutscher Ingenieur gewesen, der die Bahn gebaut hatte, und deutsche Eisenbahnbeamte hatten im Dienste der türkischen Regierung den Betrieb und Verkehr der Bahn zur Blüte gebracht. Durch den Krieg ist die Hedjasbahn vielen deutschen Offizieren und Soldaten näher bekannt geworden. Die deutschen Soldatenfriedhöfe in Birseba, Jerusalem, Afule, Nazareth, Samah, Damaskus und die vielen Einzelgräber deutscher Soldaten an der Bahn sind vielen deutschen Soldaten die letzte Ruhestätte geworden.



KRIEGSHYGIENISCHE ERFAHRUNGEN IN DER TÜRKEI

Von Privatdozent Dr. VICTOR SCHILLING, Berlin,
VORMALS BERATENDER HYGIENIKER IN DER TÜRKEI

Der türkische Kriegsschauplatz stellte die deutsche Heeresleitung vor eine Reihe von großen Aufgaben, die um so schwieriger zu lösen waren als sowohl der Leitung wie dem einzelnen die notwendigen Erfahrungen für den Orient naturgemäß fehlten.

Niemals hatten deutsche Truppen bis dahin auf kleinasiatischem Boden in größerem Verbande gekämpft, niemals war in neuerer Zeit eine so enge Verknüpfung deutscher Heeresteile mit asiatischen Bundestruppen nötig gewesen. Ungeheure Entfernungen, Sprachschwierigkeiten erschwerten dazu in ungeahnter Weise die Einfühlung.

Eine der Hauptsorgen mußten für Kenner tropischer oder subtropischer Verhältnisse, wie sie besonders die Kriegführung in Palästina, Syrien und Mesopotamien erwarten ließ, die Hygiene in diesem halbkultivierten Lande inmitten einer großen und unter dem Kriege selbst schwer leidenden Bevölkerung sein. Leider haben die deutschen Hygieniker in der Türkei gegen eine gewisse Unterschätzung der hygienischen Aufgaben und besonders anfänglich für die Bereitstellung der großen Mittel viel zu kämpfen gehabt, obwohl die örtlichen Kommandostellen eigentlich ausnahmslos den Anforderungen der Fachleute sehr bald mit vollem Verständnis entgegenkamen. Es sei gleich hier hervorgehoben, daß die türkischen Kommandeure im allgemeinen aus der besseren Landeskenntnis heraus sich gar nicht ablehnend, vielfach sogar mit hervorragendem Interesse hygienischen Maßnahmen gegenüber verhielten. Ich habe das auf meinen großen Dienstreisen von Konstantinopel bis Jerusalem, von Diarbekir im armenischen Taurus (am oberen Tigris) bis an die Mittelmeerküste bei Smyrna und in der innersten anatolischen Türkei selbst beobachten können und allgemein von den

anderen deutschen Hygienikern im türkischen Dienst bestätigt bekommen. Allerdings entsprachen die verfügbaren Geräte und das ausführende Personal nur sehr wenig den dringendsten Notwendigkeiten einer modernen Kriegshygiene, die auch in ihren Behelfen viel zu sehr auf industrielle Gebiete mit Maschinen und technisch vorgebildeten Hilfskräften eingestellt ist. Wollen wir aus unseren Erfahrungen Nutzen ziehen, so muß sich der Grundsatz durchsetzen, daß die Hygiene bei Auslandunternehmungen mit an die erste Stelle gehört, daß sich das Notwendige nicht erst von selbst an Ort und Stelle ergeben darf, sondern sorgfältig und großzügig vorbereitet werden will und daß daher sachverständigen Hygienikern, an denen es nicht fehlte, schon bei den Vorarbeiten ein maßgebender Einfluß einzuräumen sein wird, so störend ihre Bedenken dem wagemutigen Führer nach inländischen Begriffen oft erscheinen mögen.

Zwei Vorstellungen beherrschten richtunggebend die großen hygienischen Anschauungen: die einen wollten die deutschen Truppen möglichst isolieren, ihnen durch eigene Quartiere und Verpflegung heimische gesundheitliche Verhältnisse schaffen und sie gleichsam durch einen Kanal an ihren Bestimmungsort leiten; das war im allgemeinen das Bestreben der rein deutschen Formationen. Die anderen wollten durch „Sanierung", d. h. Gesundmachung des Landes und der Bevölkerung, die gesunde Basis schaffen. Unzweifelhaft war die Kanalmethode billiger, aber allein psychologisch verfehlt, da keine Truppe in so ungeheurer Verteilung auf die Dauer isolierbar bleibt und da auch politische Rücksichten und die Empfindlichkeit des Bundesgenossen die strenge Durchführung dieses Prinzips unmöglich machten. Der andere Weg erschien daher trotz gigantischer Abmessungen in vieler Hinsicht gangbarer und wurde bewußt und energisch von den in türkischen Dienst übergetretenen Fachleuten vertreten. Er hatte den Vorzug, unserem bedrängten Bundesgenossen kameradschaftlich beizustehen und ihm die Vorstellung uneigennützigster Hilfe zu verschaffen. Leider fand der Kanalgedanke mehr die Unterstützung und Billigung der

heimischen Zentralstellen und führte zuletzt zu einer fast überreichlichen Ausstattung der deutschen Formationen mit Sanitätseinrichtungen, während die im türkischen Verbande tätigen Hygieniker nur mit Mühe die bescheidensten Anforderungen erfüllt bekamen. Das vertrauensvolle Zusammenarbeiten gerade dieser isolierten Hygieniker mit den türkischen Dienststellen nach dem berühmten Vorbilde eines Moltke und v. d. Goltz-Pascha, die hohe Anerkennung, die sie sich durchgehends bei Armee und Bevölkerung erwarben, die recht bedeutende positive Leistung trotz kleiner Anfänge sind der Beweis für die praktische Richtigkeit des zweiten Gedankens, der bei künftigen Unternehmen in den Vordergrund gestellt werden muß, denn selbstverständlich wird man je nach der örtlichen Lage das eine tun und das andere nicht lassen.

Versuchen wir uns nun im einzelnen einen Überblick über die hygienischen Aufgaben und Leistungen zu schaffen, so können wir zunächst drei große Gruppen unterscheiden: die Sanierung der Verkehrswege, die Sanierung von Quartier und Verpflegung, die Sanierung des Landes selbst.

Von der Notwendigkeit einer besonderen gesundheitlichen Versorgung der Transportwege und -mittel konnte man sich nach europäischen Erfahrungen zunächst keine Vorstellung machen. Das Problem schien einfach gelöst durch die Anordnung, deutsche Truppen in gesonderten Waggons, Offiziere und Unteroffiziere in I. und II. Klasse fahren zu lassen. Die Folge war sehr bald die gleiche Vergünstigung für die türkische Truppe und endlose Reibungen bei der Stellung der Wagen, teils aus nationalem Empfinden, das bei den Türken sehr hoch entwickelt ist, wie die heutigen Großtaten Kemal Paschas erst recht zeigen, teils aus wirklicher Verkehrsmittelnot, die zur Durchbrechung der Befehle zwang. Ein kleiner unbekannter, aber sehr gefährlicher Feind spielte dabei die Hauptrolle, die Kleiderlaus.

Ganz kurz vor dem Kriege war durch französische, amerikanische und deutsche Arbeiten wissenschaftlich sichergestellt worden, daß dieser unangenehme, aber anscheinend so harmlose Parasit durch Blut kranker Menschen mit Erregern infiziert werden kann und in der Lage ist, nach einer gewissen Entwick-

lungszeit den Krankheitskeim durch Biß und Verunreinigung lange Zeit auf neue Individuen zu übertragen. Die beiden durch Läuse verbreiteten Krankheiten sind Rückfallfieber mit lange bekannten, lebhaft im Blute beweglichen Wellenfädchen von mikroskopischer Größe, den Rekurrensspirochäten, weiter das viel bösartigere Fleckfieber, dessen Erreger ein kaum noch mit stärkster Vergrößerung erkennbares Körnchen zu sein scheint, das sich im Magen und Darm der Laus lebhaft vermehrt. Diese Entdeckung wurde von dem im deutschen Heeresdienste tätigen Brasilianer da Rocha Lima an der Ostfront in Rußland gemacht. Die Neuheit der Entdeckungen machte die anfängliche Sorglosigkeit selbst ärztlicher Kreise verständlich. Bald aber entwickelte sich daraus eine kaum überwindbare Gefahr, je mehr Bevölkerung und Truppe unter den Kriegsfolgen von Läusen befallen wurden, denen bei den tagelangen Reisen in überfüllten Zügen der Reinlichste nicht entgehen kann. Selbst gut gesäuberte Polsterabteile konnten den unheimlichen Passagier in verborgenen Winkeln verbergen. Eine tragikomische Sitte veranlaßt dazu den gläubigen Muselman, selbst die gefangenen Tierchen aus religiösen Gründen nicht zu töten, sondern sie behutsam neben sich zu setzen, allerdings in der Hoffnung, daß Allah sie verhungern lassen werde. Oft aber gelingt es ihrer feinen Witterung für Menschen, sich eine neue Brotstelle zu sichern. Die Benutzung von Wagen und Autos wurde dadurch zeitweise während der Wintermonate zu einer ernsten Gefahr, die manches Opfer gefordert hat. Nur der Gasangriff mit Schwefelgasen oder Blausäure oder für Kleider die trockene oder feuchte Hitze in besonderen Apparaten konnte den Feind sicher mit seiner Brut vernichten und so wuchsen allerorts Entlausungskommandos und -Anstalten an den Bahnstrecken heran, die unerwartet viel Personal und Geldmittel verschlangen. Von dem Umfang der Seuchen kann man sich daraus eine Vorstellung machen, daß bei meiner Ankunft in Aleppo im Vorfrühling 1916 die dortigen Behörden etwa 10 000 Fleckfieberfälle bei der Truppe und schätzungsweise 40 000 in der Zivilbevölkerung annahmen. Ganze Dörfer starben aus an den Heeres-

straßen, auf denen sich auch die ungeheuren Züge elender vertriebener Armenier, Kurden und von Osten flüchtender Muselmanen aus der Kaukasusgegend bewegten. Die zweite Winterepidemie 1916/17 konnte schon erheblich durch Entlausungen großen Stiles und vor allem durch die Erfassung und Isolierung der Kranken eingeschränkt werden; nur etwa 1000 Fälle wurden noch gemeldet. Weniger in Erscheinung trat das Rückfallfieber, einerseits weil es sich anscheinend nicht so leicht durch e i n e n Läusestich schon überträgt, wie es oft bei Fleckfieber nachgewiesen wurde, andererseits weil es mit Salvarsan leicht heilbar ist, während für Fleckfieber noch das Medikament fehlt.

Ähnliche große Epidemien haben besonders in Bagdad geherrscht und unter anderen den Marschall v. d. Goltz-Pascha dahingerafft, der auf einer Reise mit Transportdampfer angesteckt wurde. Auch der deutsche Konsul in Damaskus starb und der Konsul von Alexandrette erkrankte schwer an Reiseinfektion mit Fleckfieber, Beweise, wie unentrinnbar die Krankheit auf diesem merkwürdigen, für die Fleckfiebererreger aber sehr zweckmäßigen Wege zur Verbreitung gelangt. Konnte ich doch in der Türkei sogar nachweisen, daß kleine Läuse selbst durch den Wind auf weitere Entfernungen verweht werden, wozu sich auf Reisen immer Gelegenheit findet.

Eine außerordentliche Erschwerung bei der Bekämpfung der Läuse, an der sich die türkischen Dienststellen sehr bald lebhaft beteiligten, war der chronische Mangel an Brennstoff in dem waldlosen Lande, so daß die mit unendlichen Mühen improvisierten Entlausungsanstalten oft stilliegen mußten, weiter das Fehlen von Blech und Kesseln in der industrielosen Südtürkei, die alle Behelfe fast ausschloß, wo nicht die Bahn oder Lieferungen aus dem Tausende von Kilometern entfernten Deutschland möglich waren. Es hatte etwas Tragikomisches, wenn bei der Besichtigung einer solchen mit vieler Mühe eingerichteten Anstalt draußen auf der Etappe ein einsamer verschlafener Wächter freundlich lächelnd den kalten Riesenofen öffnete, den er praktisch als Schlafkammer eingerichtet und mit seinen völlig verlausten Lumpen geziert hatte.

Die Sterblichkeit an Flecktyphus erreichte zeitweise etwa 50 v. H. der Erkrankten, sank dann auf etwa 25 v. H. und betrug bei den gut behandelten deutschen Soldaten im ganzen etwa 10 v. H. Bei der ungeheuren Ausdehnung der Epidemien unter den Türken waren die Verluste zeitweise furchtbar. Die Unterbringung der Kranken ließ im Anfang, ehe die Etappenlazarette einigermaßen ausgebaut waren, bei den türkischen Truppen viel zu wünschen übrig. Im Frühjahr 1916 fand ich ein Zelt auf der Spitze eines Hügels ohne Seitenwand im schneidenden Bergwinde nahe bei einem mit anderen Kranken überfüllten Lazarette, in dem etwa 20 schwerkranke Fleckfieberfälle lagerten und es gelang erst nach Wochen, eine bessere Unterkunft zu beschaffen, während die Belegung schon mehrmals durch den Tod gewechselt hatte. Eine ganz besonders bösartige Komplikation bedeutete die Gliedmaßengangrän, das Absterben von Fuß oder Hand, auch der Wangen, mit meist folgender Blutvergiftung. Im Winter 1917 wurde mir von türkischen Ärzten ein großes Sammellazarett in Diarbekir gezeigt, in dem etwa 300 Kranke in diesem traurigen Zustande lagen.

Man erfand ein Impfverfahren von türkischer und deutscher Seite, indem man die natürlichen Schutzstoffe des Blutes heilender oder geheilter Kranken auf Gesunde zur Vorbeugung, auf Kranke zur Heilung übertrug, ohne daß man zu einem sicheren Ergebnis gelangen konnte. Leider stifteten die an sich harmlosen Versuche auch Unheil. In Diarbekir versicherten mir die Ärzte, daß sie seit der Impfung jede Furcht verloren hätten und sich unbesorgt in den Lazaretten bewegten; sie ließen sogar die Leichtkranken unentlaust laufen durch die Stadt, einen durch die Kurden- und Armenierkämpfe verschmutzten Trümmerhaufen mit Tier- und Menschenkadavern auf offener Straße. 14 Tage später war die Hälfte der Ärzte selbst dahingerafft und die Krankheit hatte sich sehr ausgebreitet. Noch schlimmer war das Unheil, daß ein übereifriger, später für geisteskrank erklärter, türkischer Arzt Osman durch falsche Handhabung der Methode anrichtete. Er impfte 310 gesunde Personen, darunter

viele Offiziere, mit unabgetötetem Fleckfieberblut und erzielte 56 v. H. Erkrankungen mit 28 v. H. Todesfällen.

Knüpften sich Fleckfieber und Rückfallfieber vor allem an den Verkehr, an den fortwährenden Truppen- und Flüchtlingszug, an die elenden Herbergsverhältnisse, so schlossen zwei andere Seuchen, die Ruhr und die Cholera, sich an die landesüblichen Wasser- und Lebensmittelverhältnisse an.

Während in den großen Gebirgen, die gleich mächtigen Schranken bis zu schneeigen Gipfeln aufsteigend, das Innere der Türkei durchqueren, auch im heißesten Sommer noch klare Quellen rinnen, ist in den trockenen, glühenden Ebenen bald alles Wasser bis auf weit bekannte Brunnen, unterirdische Versickerungen im Kalkstein, Sumpfreste und schmale, trübe, bald versiegende Bäche von dem monatelang wolkenlos blauen Himmel aufgesogen. Wie in biblischen Geschichten drängen sich Mensch und Tier nach weiten Märschen mit Sack und Pack um die Wasserstätten, die teilweise Jahrtausende in Gebrauch sind. Die Fassung ist auf dem Lande stets sehr einfach; selbst die für fromme Pilger oder als sonst gottgefälliges Werk gestifteten architektonisch oft wunderhübschen und malerisch gelegenen Zierbrunnen am Wege haben mit Hygiene nichts zu tun, denn sie rinnen in der Regel erst eine Weile als Bächlein an der Luft, jeder Verunreinigung ausgesetzt, ehe das Brunnenrohr sie faßt. In die Brunnen oder Zisternen senken sich Eimer hinab, die im Schlamm zwischen Eseln und Schafen auf ihre Reihe gewartet haben; noch schlimmer sind die Bocksbeutel aus ganzen Ziegenfellen mit ihren drolligen abgebundenen Gliedstümpfen, die vom Rücken des schweißtriefenden Saumtieres in das Trinkwasser hinabwandern. Es ist sehr merkwürdig, wie schnell sich selbst der durstige Mitteleuropäer an diese beim Lesen entsetzlichen Dinge gewöhnt und ungestört seinen Brunnen schöpft, während dicht darüber ein schnaufendes Kamel gurgelnd seinen sagenhaft gewordenen Wassermagen füllt. Die Folge sind namentlich bei dem noch nicht angepaßten Fremdling Darmstörungen aller Art, vom schnell überwundenen Katarrh bis zur tödlichen, schleichenden oder auch jahrelang nachwirkenden Ruhr. Südlich

des Taurus beginnt dazu schon das Gebiet der echten Tropenruhr, die nicht durch Bakterien, sondern durch die urtierartigen Amöben übertragen wird und im Leberabszeß eine besonders gefürchtete, allerdings seltene Nachwirkung haben kann, die manchmal erst jahrelang später hervortritt.

Auch die asiatische Cholera, deren ständige Heimat gerade in den südkleinasiatischen Provinzen liegt, breitet sich vielfach auf dem Wasserwege aus, wenn solche Schöpfstellen durch Kranke infiziert werden. Das Unheimliche ist, daß auch anscheinend noch Gesunde oder gar Geheilte, die gefürchteten Vibrionenträger (Vibrio-Kommabazillus der Cholera), den Keim unbemerkt verschleppen können, während man die sichtlich Kranken wenigstens isolieren und dadurch unschädlich machen kann.

Die erste Sorge mußte daher überall die Anlage von einwandfreien Wasserleitungen oder gedeckten Brunnen mit Pumpvorrichtung sein, doch fehlte es an Rohr, Zement und Pumpen. Einige Wasserleitungen wurden zwar fertig, z. B. in Aleppo, wo Material zum Bau lagerte und in Bosanti und einigen anderen Bahnetappen, wo die Eisenbahn helfen konnte; im ganzen aber waren im Innern die Bestrebungen der ausgesandten kleinen Kommandos vergeblich. Hier wäre die Schaffung eines eigenen hygienischen Bautrupps, der leider in unserer sonst so vollständigen Kriegssanitätsordnung noch fehlte, von einschneidenster Bedeutung gewesen. In den großen Städten des Südens gibt es übrigens ausnahmslos imposante Reste steinerner Wasserleitungen aus der Griechen-, Römer-, Seldschukken- oder noch älterer Zeit, die mit manchen anderen Ruinen und mit der oft mustergültigen Gesamtanlage verraten, daß die alten Städtebauer von großzügiger Hygiene mehr verstanden, als die heutigen verarmten Bewohner. Nur in Damaskus strömte das klare Gebirgswasser des Barada auf meilenlangen Kanälen und aufgelöst in zahllose Tag und Nacht rieselnde Brünnchen und Wasserkünste aller Art bis in die Häuser der märchenhaften Stadt, vermutlich weil das Geld hier noch am längsten zu Hause war.

Eine kaum geringere Gefahr waren die überall in kleinen Mengen feilgebotenen ländlichen Lebensmittel und Landesfrüchte. Die erfrischenden, innerlich rosenroten Wassermelonen, die man als wild gewachsene Zuckerlimonade beinahe trinken kann, da sie fast nur aus wässrig-süßem Saft bestehen, wirkten im Verein mit den berühmten sauren Milchgerichten, dem Yogurth und seinen Abarten, in tausend geheimnisvollen Zubereitungen auf den ungewohnten Magen verderblich ein und schufen den Boden für den lauernden Keim. Ganz augenscheinlich war die Zunahme der Darmerkrankungen mit den Schwärmen von Fliegen, die die patriarchalische Nachbarschaft der Haustiere anlockte und ausbrütete. Besonders von den Weintrauben steigen sie Ende des Sommers in Wolken auf und meiner Erfahrung nach verdanken viele Soldaten ihre Erkrankung gerade der schwer auszuschlagenden Verlockung ungewaschener Trauben, die von kurdischen und arabischen Mädchen gern am Wege verkauft wurden.

Da gerade das Fleisch beim Feilhalten in den mächtigen schmutzigen Basaren durch die Fliegen gefährdet ist, war es strenge Verordnung für die Schlächter, ihre Ware nur in Drahtgazeschränken aufzuhängen. Überall sah man also diesen modernen Fortschritt selbst in den kümmerlichsten Bazarwinkeln und der Erfolg entsprach den Erwartungen, denn nach dem Volkswitz saßen von nun alle Fliegen in den Schränken, die natürlich tausend Löcher hatten wie alles im Orient.

Die Zahlen über Ruhr sind mir nicht bekannt geworden, sind auch wegen der sehr verschiedenen Grade der Erkrankung kaum zuverlässig zu haben; besonders auf dem Rückzuge richtete sie nach den Berichten schreckliche Verheerungen an.

Gegen die Cholera aber hatte die moderne Hygiene ein großartiges Vorbeugungsmittel in der Choleraimpfung gefunden. Mögen die Urteile Einzelner hier und da nicht so günstig gewesen sein, weil auch andere hygienische Besserungen der Verbreitung vorgebeugt haben, hier unten in der Fülle der ungünstigsten Umstände ist das Ausbleiben der stets mit Kriegen in diesen Ländern verknüpften vernichtenden Choleraepidemien

bei der Armee kaum anders als durch Impferfolg zu erklären. Bei der gesamten deutschen Armee betrugen die Cholera-Erkrankungen im

1. Kriegsjahr	944	Fälle,
2. „	914	„
3. „	117	„
4. „	65	„

Das sind verschwindende Ziffern gegenüber den Heeresmassen und gegenüber den österreichischen Cholera-Zahlen vor der Impfung, die nach eigenen Beobachtungen in die 10 000 bei einigen Armeen gingen, auch gegenüber der Cholera bei den kleinen türkischen Truppen. Innerhalb der Etappe Aleppo-Islahie beobachteten wir im Sommer 1917 allein 1673 positive Vibrionenbefunde im hygienischen Institut Aleppo, das wir aus deutschen Heeresbeständen mit Djemal-Paschas und anderer Hilfe erst ins Leben gerufen hatten. Selbstverständlich war die Zahl der Kranken wegen der Schwierigkeit der Kontrolle weit höher. Sobald wir aber mit selbst eingefangenen Vibrionen schlecht und recht unter den größten sachlichen Schwierigkeiten eine eigene Impfstoffabrik eröffnet hatten, von der aus wir die steigende Nachfrage 400 km im Umkreis befriedigen konnten, sank die Cholera zusehends und blieb schließlich im wesentlichen auf Zivil und ungeimpfte durchreisende Truppen beschränkt, an denen ich 1917 in drei Wellen den Ausbruch der Epidemien beim Betreten des Choleragebietes bei Adana und südlich Amanus und das Erlöschen unter unseren Maßnahmen beobachten konnte. Wir gaben allein im Sommer 1917 1447 kg Impfstoff ab, ausreichend zur zweimaligen Impfung von ½ Millionen Menschen; außerdem untersuchten wir etwa 40 000 eingesandte Proben und veranlaßten die Impfung von etwa 40 000 Passanten, Truppen und Zivil. Als mitten in Aleppo in einem Massenquartier ärmlichster armenischer Flüchtlinge (mehr als 1000) einzelne Cholerafälle auftauchten, die die Halbverhungerten durch das Aufsammeln von Lebensmittelabfällen aus den Kloaken einiger Lazarette sich zugezogen hatten, vermochten

wir durch sofortige Zwangsimpfung ohne mögliche sonstige Verbesserung die furchtbare Gefahr zu ersticken. Bei den Türken fand die Impfung solches Verständnis, zumal sie schon über eigene günstige Erfahrungen aus früheren Feldzügen verfügten, daß sie bereitwilligst alle Anordnungen unterstüßten und nach Möglichkeit durchführten; z. B. ließ der leitende türkische Sanitätsoffizier von Aleppo ganze Häuserviertel militärisch sperren und alle Passanten impfen, wenn Choleraeinzelfälle vorkamen. Auch unsere unentgeltlichen Impftermine wurden, selbst von Kindern ohne Eltern, zeitweise überreichlich besucht.

Manche heitere Erinnerung knüpft sich an die ersten Instruktionsreisen zur Einführung der Impfmethoden, die ich in Begleitung meines stets bewährten türkischen Burschen und eines radebrechenden Dolmetschers wochenlang in den tiefen Falten der wilden Gebirge selbst vornehmen mußte, da zuerst jede Unterstüßung sonst versagt wurde. Eines Tages riet ich einem Bahnbaubeamten, die Impfung seiner zerstreuten Arbeiter doch auf dem Löhnungstermin vornehmen zu lassen. Er erklärte das für undurchführbar, da der arabische Bahnarzt schon zu der einfacheren Pockenimpfung dreimal soviel Zeit brauchte wie der Kassierer zur meist recht unbequemen Lohnzahlung in Piastern. Die Untersuchung ergab, daß der Doktor-Bey seine eigene Methode erfunden hatte: er stieß ein kleines Messer senkrecht in die Ellenbeuge und bließ dann den Impfstoff unter dem Wehklagen der Opfer aus einem Glasröhrchen tief in die blutströmende Wunde. Unsere Hautmethode erklärte er für „beautiful"; als wir aber den Rücken drehten, erklang der Jammerschrei des Nächsten wie vorher. Das Handhaben der Sprißen, die man zur Cholera und Typhusimpfung benötigt, mit Abkochen und ständigem Wechsel der Nadeln erregte unverhohlene Bewunderung, nahm sich ja auch in der wilden Natur unter Feigenbäumen und zwischen zerlumpten Etappensoldaten merkwürdig unzeitgemäß aus. Ein schwarzer Major und Etappenkommandant hielt mir eine mit allen berühmten Zauberern zum Vergleich gespickte blumenreiche Ansprache, die meinen Dolmetscher zur Verzweiflung brachte. Beim ersten

Morgengrauen hob sich dann zu meinem Entsetzen plötzlich die Wand meines Spitzeltes und ließ eine grinsende Fratze erblicken, doch ergab sich eine harmlose Einladung morgens früh um 5 Uhr zu einer Tafel mit den schwersten Fleisch- und Fettgerichten und neuen Ansprachen als gastfreier Dank für die Segnung deutscher Wissenschaft. Überhaupt gewährten diese Reisen, so zeitraubend und beschwerlich sie waren, unersetzliche Einblicke in das mittelalterliche oder teilweise noch tief im Altertume steckende Leben dieser vor dem Kriege wenig bekannten Völkerschaften. Einfachste Sitten, anspruchslose Armut vereinigen sich mit einer uralten Kultur, die auch dem schlichten Mann einen gewissen Adel in der äußeren Haltung, einen taktvollen Anstand, einen gutmütigen Humor gibt, der sich wohltuend in und außer Dienst und im Zusammentreffen mit Zivilpersonen bemerkbar macht. Mit diesen freundlichen Zügen, die in der eigenen Familie dieser Leute sich frei entfalten, finden sich dann Beispiele von entfesselter Wildheit und fühlloser Grausamkeit gegen Feinde, die dem Europäer ganz unverständlich erscheinen, aber in dem unbarmherzigen Charakter des Landes, in den Jahrtausende spielenden Rassen- und Religionskämpfen ihre Erklärung finden; Sorge für den eigenen Stamm, Vernichtung des Gegners sind die einfachen Triebfedern, die der nackte Kampf um das Dasein ständig spannt. Auch der grausame Vernichtungsfeldzug gegen die Armenier verlor, in der Nähe gesehen, das Unbegreifliche, denn angesichts ihrer verräterischen Haltung erschien Handeln Notwendigkeit und ihr Untergang Kismet, das ihnen der beste Wille nicht aufhalten konnte. Nur im Einzelfalle vermochten wir Deutschen den Ablauf dieses elementaren Ereignisses zu mildern.

Die gleichen Bedingungen, wie für Cholera, gelten für den Bauchtyphus, gegen den auch eine Impfung mit eigenem Impfstoff durchgeführt wurde, doch schien er an sich nicht so häufig, wie eine durch Nahrungsmittel besonders verbreitete Abart, der Paratyphus, von dem der deutsche Hygieniker Neukirch sogar eine neue, in 50 v. H. der Fälle tödliche Gruppe auffand, die andere und wir dann bestätigen konnten.

Die Versuche, die Krankheitsverbreitung durch Vorschriften und Belehrung einzudämmen, haben nicht viel Erfolg gehabt. Gewiß mag die Kenntnis von der Möglichkeit einer schweren Erkrankung den einen oder anderen Soldaten zur Vorsicht veranlaßt haben, aber im ganzen kehrten sich nicht einmal Offiziere noch Ärzte an papierne Erlasse, die vor der Wirklichkeit kaum durchführbar waren. Die langen Reisen, die fremden Volkssitten, manche unbekannten und von den Eingewöhnten ohne Bedenken genossenen und gelobten Gerichte überwanden schnell die nicht durch üble Erfahrungen unterstützten Vorschriften. Dagegen haben unzweifelhaft das Rote Kreuz und die Soldatenheime das Verdienst, durch die Tat das Fehlende nach Kräften ersetzt zu haben, indem sie an den besuchtesten Durchgangsorten den Passanten Gelegenheit zur Einnahme ungefährlicher Gerichte und Getränke gaben. Einige von ihnen hatten dabei das durchaus richtige Prinzip, auch die Landesgerichte und vor allem die verbotenen Früchte in gewaschenem Zustande billig zu bieten, was allerdings zu den gedruckten Befehlen seltsam im Gegensatz stand. Mit der fortschreitenden Teuerung aber sahen sich die Truppen, auch in kleinen Kommandos, bald genötigt, selbst Küchen einzurichten, die infolge billiger militärischer Belieferung und Bedienung die schädliche private Konkurrenz wirksamer ausschalteten als die strengsten Befehle.

Es ist im fremden Lande viel schwerer als in der Heimat sich aus gesundheitlichen Gründen vor Gefahr zu schützen. Die heimischen Begriffe wirken noch allzusehr nach und es gehörte für die Mehrzahl erst eine Summe übler Erfahrungen dazu, sich für die langen Reisen mit Proviant und Kochgerät hinreichend zu versehen, um von Landesgerichten genügend unabhängig zu werden. Der junge Offizier oder sonstige Alleinreisende, der trotz einiger Warnungen in Konstantinopel mit der Geste eines Balkanzugreisenden in die Anatolische und Bagdadbahn stieg, war keine Seltenheit. Dabei dauerte die Reise bis Aleppo im Anfang 10 Tage und richtete sich keineswegs nach den Verpflegungsstationen, die im Plan der Etappe so schön auf dem Papier standen; manchmal hielt der Zug in tiefer Nacht auf der

einzigen schlafenden Mittagsstation, oder es hieß, unmittelbar nach der ersehnten Ankunft in Bosanti ein Lastauto zu besteigen, statt den dreitägigen Hunger zu befriedigen. Leider gelang es erst dem praktischen Organisationstalent des Major Gravenstein, die Ausrüstung der Abreisenden und vor allem ihre Belehrung in dem gleichgültigen und weitläufigen Konstantinopel zusammenzufassen. Die Einrichtung ständig voll unterrichteter Reisebüros, die die Erfahrungen aus dem Lande sammeln und in die Praxis umsetzen und die übersichtliche und reichliche Anordnung von guten Verpflegungsstellen, gehören sicher zu den wichtigsten hygienischen Maßnahmen, die zur Krankheitsvorbeugung getan werden können.

Die größte Gefahr erwuchs aber aus der Gestaltung und dem Klima des Landes, und diese wird erst in Jahrzehnten energischer Arbeit aller Kräfte beseitigt werden können. Zum Teil beruhte sie auf dem außerordentlichen Wechsel zwischen Gebirge und Tiefebene, dem z. B. die Eisenbahn- und Kraftfahrtruppen, aber zeitweise auch jeder Reisende, ausgesetzt war. Höhenunterschiede von 1000 m fast wurden in wenigen Stunden durcheilt, zugleich mit einem Wechsel von frischer Kühle zu glühendster schwüler Hitze.

Das fast völlige Fehlen des Waldes, der nur noch in den Falten des Hochgebirges in ansehnlicheren Resten steht, der aber in der Ebene und vor allem in weitester Umgebung der Städte durch die Schaf- und Ziegenzucht vernichtet ist, macht die Übergänge noch unvermittelter. Regen und Gewitter kommen irgendwie wesentlich nur in den Wintermonaten hernieder, außer in den fruchtbareren Küstenstrichen. Während die trockene Hitze in Syrien aber noch erträglich war, schwächte die Sumpfatmosphäre in der Nähe der großen Ströme oder im Vorgebirge auch widerstandsfähige Naturen bis zur Erschöpfung in wenigen Wochen. Besonders zeigten sich nervöse und Herz-Störungen. Die Arbeitskraft ging dadurch bald beim besten Willen weit unter das Maß des nach heimischen Begriffen Verlangten herunter. Hier wäre mit reichlicherem Personal, mit schnellerem Wechsel, mit Zusicherung längerer Erholungszeiten

im Gebirge und jährlichem Heimaturlaub, mit guter Tropenausrüstung, die gerade den Etappenposten fehlte, etwas zu helfen gewesen, doch zwangen auch die allgemeinen Nöte des Krieges zur Einschränkung; dennoch kann nach der gesammelten Erfahrung gesagt werden, daß ein größerer Aufwand von vornherein sich bald durch Personalersparnis herausgewirtschaftet hätte, denn so führte jeder Ausfall zur Überlastung der noch Gesunden, wodurch eine Schraube ohne Ende mit Störung des Dienstes, langen Reisen des Ersatzes und hohen Kosten entstand.

Unmittelbar mit dem Klima hing die ungewöhnliche Ausbreitung der Malaria zusammen. Wahrscheinlich herrscht diese bei uns für recht harmlos angesehene Erkrankung seit Jahrtausenden in diesen Ländern; wenigstens deuten viele Beobachtungen an den ausgegrabenen Städten schon auf eine auffällige Bevorzugung recht unbequem hochgelegener Orte, denn die Malaria wird von Mücken übertragen, die die hochgelegenen zugigen Stellen meiden. Sicher ist es, daß ein ungeheurer Teil der türkischen Volkskraft heute dieser Seuche zum Opfer gefallen ist, kann man doch in vielen Gegenden sämtliche Kinder schwerkrank, die Erwachsenen nur halb geheilt finden und die Bevölkerungsziffer als das langsam abnehmende Mittel aus Malariatoten und Malariaüberlebenden ansehen. Malaria kann sich überall dort ausbreiten, wo die Anophelesmücken gute Brutplätze finden, wo Kranke mit Parasiten im Blute in engster Berührung mit ihnen bleiben und wo eine genügend hohe nächtliche Temperatur herrscht, um die Entwicklung der von den Mücken mit dem Blute gesogenen Parasiten bis zur Weiterübertragung auf gesunde Menschen zu erlauben. Diese Bedingungen trafen in der Türkei nur zu gut zu, denn die Mücken brauchen keineswegs große Gewässer, sondern nur eintrocknende Sumpflachen, versickernde Quellen, selbst unterirdische Zisternen, wie der Hygieniker Mühlens schon vor dem Kriege in Jerusalem als Hauptursache der Verseuchung festgestellt hatte. Wir fanden besonders an scheinbar wasserarmen Gebirgsplätzen, z. B. in dem berüchtigten Fiebernest Tscham-Alan-Han, die Brutplätze in kleinen

unter Buschwerk versteckten Steinauswaschungen, die von den letzten Tropfen der austrocknenden Quellen kümmerlich gespeist wurden. Die deutschen Hygieniker Rodenwaldt und Zeiß untersuchten die Malaria im Mäandertal während des Krieges genauer und kamen zu dem Ergebnis einer ganz furchtbaren Kindersterblichkeit mit Aussterben der Bevölkerung, trotz reichen Kindersegens, obgleich die dortige Malaria lange nicht so bösartig wie die berüchtigten Rassen des Taurus und Amanus genannt werden kann. Wir beobachteten schon im Anfang des Sommers 1916 in Aleppo unter den frisch ankommenden deutschen Soldaten nach kaum 3—4 Wochen Aufenthalt in der Türkei tödliche Erkrankungen ohne Fieber der allerschlimmsten Form tropischer Malaria, die vielfach für Cholera gehalten war, weil schwere Darmerscheinungen damit verbunden sind. Auch weiterhin zeigten sich die hier erworbenen Malariainfektionen als viel resistenter gegen Behandlung und gegen die Chininprophylaxe, so daß sich bald die Lazarette bis Kospoli mit den Malarikern füllten und den darin ungeübten Ärzten manche Rätsel aufgaben. Manche Truppenteile büßten bis zu 50, 60, ja in einzelnen Etappenorten bis über 90 v. H. ihrer Iststärke durch Erkrankung ein, glücklicherweise mit wenig Todesfällen, nachdem die Krankheit richtig erkannt und behandelt war. Insgesamt hatten die deutschen Truppen in der Türkei im Kriegsjahr 1916/17 2819 Erkrankungen = 65 v. H. der Iststärke (15 Todesfälle) und 1917/18 1822 Erkrankungen = 18,2 v. H. der Iststärke mit 7 Todesfällen. Über die türkischen Malariafälle kann man nur Vermutungen äußern; es gab Bataillone, in denen wohl kein Mann ohne Parasiten war. Allein in unserem Hygienischen Institut Aleppo hatten wir von Januar bis Oktober 1917 5871 positive Befunde, davon zwei Drittel etwa Tropika aus den Lazaretten Aleppos.

Dieser Bösartigkeit gegenüber versagte denn auch die berühmte Chininprophylaxe augenscheinlich, insofern Viele trotz befehlsmäßigen Einnehmens von Chinin erkrankten. Ehrliche Leute aber werden zugeben, daß die Prophylaxe fast ausnahmslos lückenhaft oder falsch oder wegen der Bitterkeit des Chinins

mit „Schiebungen“ aller Art gehandhabt wurde, so daß einwandfreie Befunde kaum vorhanden sind. Eine Übersicht über gesammelte Berichte ergab nur, daß ein gewisser Nutzen durch Verzögerung des Ausbruches der Krankheit, durch Herabsetzung der Gesamtzahlen und durch schnelle Unterdrückung der leichteren Infektionen angenommen werden darf; es hätte sonst bis 100 v. H. Erkrankungen geben können.

Die gründlichste Vorbeugung durch Mückenvernichtung war leider nur an wenigen Stellen möglich, z. B. mit Erfolg bei der österreichischen Kolonne Tscham-Alan-Han. Dagegen hätte die persönliche Fernhaltung der Mücken durch Moskitonetze und mückendichte Quartiere von Anfang an große Verluste ersparen können, wie die sinkenden Zahlen 1917 zeigten (s. oben). Die Hygieniker stießen aber hier auf unüberwindbare Schwierigkeiten bei der Truppe, ja selbst bei den in tropischen Verhältnissen noch nicht erfahrenen deutschen Ärzten. Auf türkischer Seite lähmte vor allem der empfindliche Chininmangel alle wirksamen Maßnahmen, denn es wäre bei den ohnehin durchseuchten malariagewöhnten Männern, die dazu im Freien oder in kümmerlichsten Zelten übernachteten, nur die Bekämpfung des Fieberanfalles selbst mit Chinin zweckmäßig gewesen. Die Zahl der Toten muß aber unter diesen Verhältnissen ganz ungeheuer gewesen sein, wie manche Beobachtungen bei den Arbeitertruppen grausig bewiesen.

Neben diesen Zahlen traten die anderen Seuchen doch erheblich zurück. Für Deutsche war noch das ebenfalls durch Insekten, die empfindlich stechenden fast unsichtbaren und behenden Sandfliegen, übertragene Papatazifieber recht unangenehm, da es fast alle Neuankommenden befiel und durch seine influenzaartigen Symptome mit wochenlanger Schwäche danach seelisch und körperlich die Widerstandskraft schädigte.

Für den länger im Lande forschenden Hygieniker enthüllte sich allmählich ein grandioses Bild des Zusammenhanges der Seuchen mit den Jahreszeiten, ein Krankheitskalender, der den Einheimischen längst vertraut war und sich in volkstümlichen Bezeichnungen wie Shirokkofieber, Frühlingsfieber u. a. verriet.

Den Winter beherrschten die großen Läuseepidemien mit Rückfall- und Fleckfieber. Ende April mit den heißen Shirokkowinden setzten die Schwärme der Sandfliegen und das Pappatazi ein. Im Mai und Juni begannen die Anophelesmücken ihr Unwesen und impften mit Malaria tertiana, der milderen Malariaart; mit steigender Hitze Anfang Juli häuften sich die Tropikafälle. Die Hochsommermonate und den Herbst beherrschten die Fliegen mit Ruhr und Cholera. Allerdings sorgten die Nachzügler der Epidemien zu jeder Zeit für eine Musterkarte bei uns glücklicherweise durch die gesamte Volkshygiene fast verschwundener oder nicht mehr recht existenzfähiger Infektionen; selbstverständlich nahmen auch die bekannteren Seuchen, wie Syphilis, Tuberkulose, Aussatz, ägyptische Augenkrankheit, Wurminfektion und vieles andere einen hohen Stand ein, ohne für die Kriegsverhältnisse so große Bedeutung zu erlangen.

Als sich der Krieg dem Ende zuneigte, war an vielen Orten unter dem Einfluß der deutschen Hygieniker der Seuchenkampf in großem Zuge und hat auch noch sichtliche zahlenmäßige Erfolge davontragen können. Die Türken hatten ihre Lazarette für die bescheidenen Mittel oft geradezu bewundernswert ausgebaut und mangels von Ärzten, Medikamenten und sonstigem Gerät wenigstens die allgemeine Lazarethygiene sehr entwickelt. Viele Lazarette machten einen sehr ordentlichen und sauberen Eindruck auch in der Wildnis der Etappe. In Bagdad, Mossul, Aleppo waren deutsch-türkische hygienische Institute gegründet. In Jerusalem war das dort bestehende Institut von den deutschen Hygienikern Mühlens, Hegler und Huntemüller dauernd im Betrieb für die Kanalfront erhalten worden. In Bosanti war das Marinewanderlaboratorium Bentmann eingesetzt und eine Anzahl kleinerer Überwachungs- und Untersuchungsstellen arbeiteten in Adana, Tarsus, Mamoure, Gleisspitze im deutsch-türkischen Dienst; auch hatten die Türken selbst ähnliche Stellen in Damaskus, Diarbekir, Beyrut und vielen anderen mir nicht persönlich bekannten Orten geschaffen. Eine besonders großartige hygienische Organisation hatte Rodenwaldt in Stadt und Vilajet Smyrna durchführen können, da ihm der machtvolle

Einfluß des Marschall Liman von Sanders und des türkischen Wali (Oberpräsidenten) zur Verfügung stand. Von Konstantinopel aus wurde vor allem die Eisenbahnhygiene organisiert und durch die deutschen Hygieniker der Militärmission und der Marine Meyer und Stade die Überwachung der deutschen Truppen verbessert, während die türkischen Zentralbehörden besonders die Einrichtung einer ganz großzügigen hygienischen Ausbildungsstelle für jeweilig 40 Militärärzte in Haidar Pascha betrieben, die ich noch gerade vor dem Zusammenbruch in Deutschland von ersten Firmen ausrüsten lassen, aber leider nicht mehr einrichten und übernehmen konnte.

Möchten die zahlreich ausgelegten Samenkörner unserem tapferen Bundesgenossen nachwirkende Furcht tragen! Dann ist auch diese ehrliche deutsche Arbeit in Zukunft nicht vergeblich gewesen.



DIE 24. OSMANISCHE DIVISION IN DER 2. JORDANSCHLACHT

(NACH TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN)

Von Oberst BÖHME
(FRÜHER KAIS. OSM. OBERST U. KOMMANDEUR DER 24. OSM. DIV.)

Nach der für die Engländer äußerst verlustreichen Schlacht am Tel Asur nördlich Jerusalem vom 8. bis 10. März 1918, verzichtete der englische Oberbefehlshaber zunächst auf ein frontales Vorgehen. Im Besitz der Jordan-Übergänge östlich Jericho, versuchte er in Verbindung mit dem Rebellenführer der aufständischen Araber, dem sogenannten König von Hedschas, zu treten und östlich vom Jordan über Es Salt vorzudringen. Hierdurch sollte die Verbindung zwischen der 7. türkischen Armee in Nablus mit der neugebildeten 4. türkischen Armee unterbrochen und im weiteren Verlauf die Bahn Samach—Derat, die einzige rückwärtige Verbindungslinie der westlich des Jordans kämpfenden türkischen Kräfte, zerstört werden.

Die hierfür bestimmten englischen Kräfte, mehrere Kavallerie-Divisionen, einige Infanterie-Brigaden, Kamelreiterkorps sammelten sich um Jericho.

Die 7. türkische Armee unter General Fefsi Pascha hatte nach der Schlacht am Tel Asur eine rückwärtige Stellung eingenommen. Hauptquartier war Nablus, rechts III. Armeekorps mit 1. und 11. Division, links XX. Armeekorps mit 26. und 53. Division in ungefährer Linie Selfit—Lubban (an der großen Straße Jerusalem—Nablus) — Kerjut—Dome. 3. Kav. Division im Jordantal zur Verbindung mit der 4. türkischen Armee bei Es Salt. 24. türkische Division als Armeereserve mit den Hauptkräften bei Telfit, Regiment 143 bei Dome.

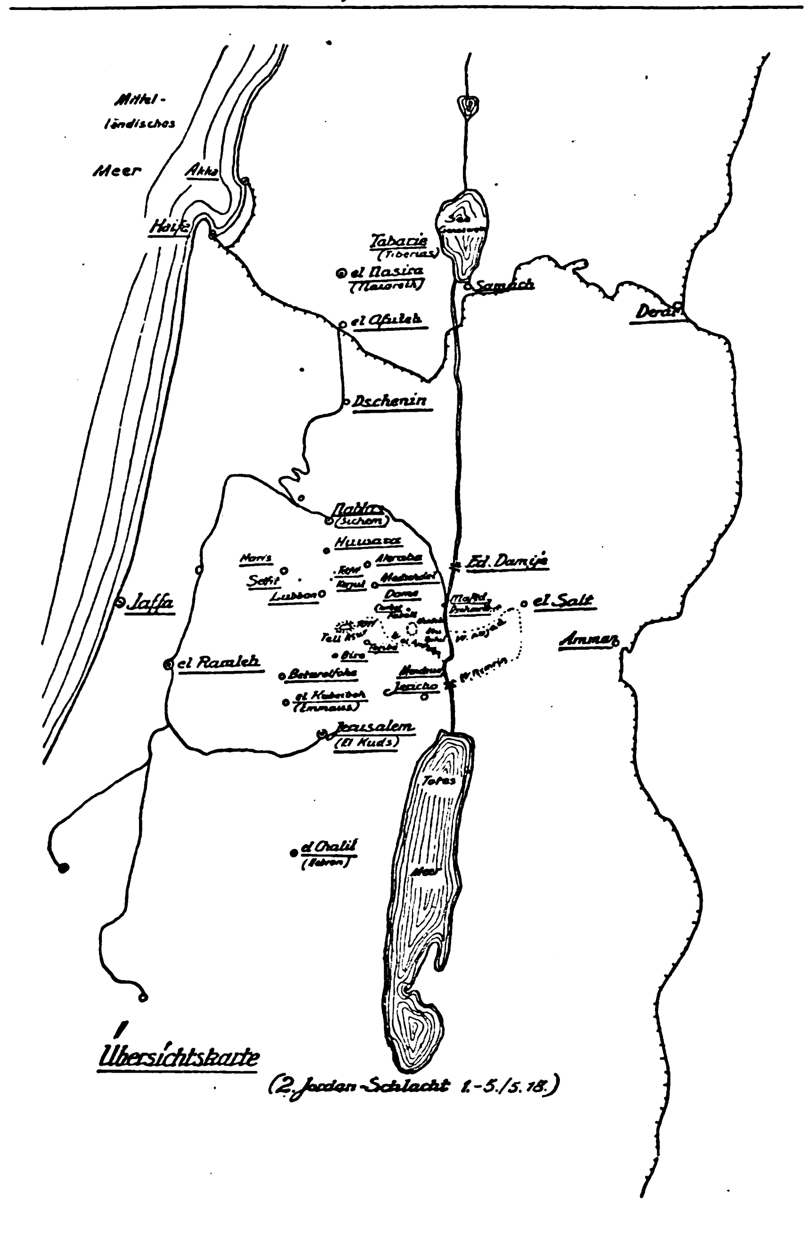
Den ersten Angriff auf Es Salt (1. Jordanschlacht) hatten die Engländer Ende März 1918 unternommen. Mit unzureichenden Kräften, etwa 3 Kavallerie-Regimentern und 2 Infanterie-Brigaden vorstoßend, gelang ihnen zwar die vorübergehende Einnahme von Es Salt; der Angriff auf Amman wurde aber

durch das deutsche Bataillon 703 abgeschlagen. Teile der 24. Division, Infanterie-Regiment 143, 1. Sturm-Bataillon und Sanitäts-Kompagnie, wurden bei Ed Damije über den Jordan gezogen und traten unter das Kommando der 3. türkischen Kavallerie-Division. Infanterie-Regiment 143 griff Flanke und Rückzugslinie der Engländer an und drängte sie in den siegreichen Gefechten am 29. März und 1. April über das Wadi Abyad zurück. Es Salt wurde wieder frei. Die von den Engländern erstrebte Verbindung mit den arabischen Rebellen war nicht gelungen.

Im April fanden beiderseitige frontale Kämpfe statt, hauptsächlich mit Artillerie. Feindliche Absichten und Lage waren nicht genügend geklärt. Mit der Möglichkeit eines englischen Angriffs gegen die 8. türkische Armee an der Küste mußte gerechnet werden. Deswegen wurde das Infanterie-Regiment 58 von der 24. Division abgezweigt und zunächst hinter den rechten Flügel der 7. türkischen Armee (III. Armeekorps) bereitgestellt. Tatsächlich erfolgte ein starker englischer Angriff gegen den linken Flügel der 8. Armee (46. Division und deutsches Asienkorps).

Infanterie-Regiment 143, 1. Sturm-Bataillon und Sanitäts-Kompagnie waren nach den siegreichen Kämpfen östlich des Jordan über Dome wieder zur 24. Division herangezogen. Eben dorthin wurde auch von der 3. Kavallerie-Division das 1. kaukasische Kavallerie-Regiment 11 und Infanterie-Regiment 126 in Marsch gesetzt, da nach Fliegermeldungen eine englische Division sich an der großen Straße Nablus—Jerusalem versammelt hatte, und mit der Möglichkeit eines englischen Angriffs beiderseits der großen Straße gerechnet werden mußte.

Das Bestreben des türkischen Oberbefehlshabers, Marschall Liman von Sanders, (Hauptquartier Nazareth) ging dahin, sich die Initiative des Handelns durch einen Angriff wieder zu wahren. Für einen größeren Angriff, Ziel Jerusalem, fehlten Kräfte und Reserven. Militärisch und politisch wichtig war jedoch die Unterbrechung der englischen Verbindungen über den Jordan. Östlich Jericho hatten die Engländer außer der vorhandenen Brücke sich


Mittel-
ländisches
Meer
Akka
Haifa
Tabarie
(Tiberias)
el Nasira
(Nazareth)
Samach
Deraa
el Afuleh
Dschenin
Nablus
(Sichem)
Huwara
Ed. Damije
el Salt
Amman
Jaffa
el Ramleh
Jericho
Jerusalem
(El Kuds)
Totes
Meer
el Chalil
(Hebron)
Übersichtskarte
(2. Jordan-Schlacht 1.-5./5. 18.)

einen für alle Waffen gangbaren Übergang geschaffen. Weiter nördlich bei Mendesse waren ebenfalls 2 Brücken gebaut und brückenkopfartig geschützt. Die englische Stellung ging von hier durch das Wadi Audscha mit vorgeschobenen stark befestigten Posten auf den in die Jordanebene hineinragenden Hügeln Msallaba und Abu Tellul in westlicher Richtung in das Gebirge. Auf dem Msallaba befand sich auch die einzige sehr günstige Artilleriebeobachtung der Engländer. Dieser Hügel, gegen den ein früherer türkischer Angiff bereits gescheitert war, sollte nunmehr umfassend genommen werden. Auf Befehl des Armee-Oberkommandos 7 wurden 3 Angriffsgruppen gebildet:

Rechte Gruppe unter Führung der 24. Division: Infanterie-Regiment 143, Infanterie-Regiment 2, 2 Sturm-Bataillone, 1 Eskadron XX. Armeekorps, 1 Pionier-Kompagnie, 1 deutsche Infanterie-Kompagnie (1./146), 3 Batterien.

Mittlere Gruppe: Führung Oberstleutnant Galib Bey, später der 24. Division unterstellt, Infanterie-Regiment 145, 2 Batterien.

Linke Gruppe: Führer Oberst Essad Bey, 3. Kavallerie-Division (2 schwache Kavallerie-Regimenter), 1 reitende Batterie.

Der Angriff sollte am 1. Mai, spätestens am 2. Mai stattfinden.

Die Truppen der 24. Division, Infanterie-Regiment 143 und 2, 1 Sturm-Bataillon, Pionier-Kompagnie und Telefontrupp, marschierten am 28. April nachmittags und in der Nacht zum 29. April von Telfit und Kerjut nach Dome. Der Divisionsstab ritt am 29. April früh von Telfit nach Dome. Nach Rücksprache mit dem Kommandierenden General des XX. Armeekorps, Ali Fuad Pascha, wurden die Kampftruppen besichtigt und die Erkundungen für Bereitstellung und Angriffswege begonnen.

Am 30. April früh ritt der Divisionsstab von Dome über Chirbet Fasail zu dem südlich davon in Stellung befindlichen Regiment 145, um mit dessen Kommandeur den Angriff auf Msallaba zu besprechen. Während dieser Besprechung traf mittags der telephonische Befehl der 7. türkischen Armee ein, sofort den Abschnitt der 3. Kavallerie-Division im Jordantal vom Gebirge bis zum Fluß zu übernehmen. Die 3. Kavallerie-Division

sollte den Jordan überschreiten, um den inzwischen bekannt gewordenen englischen Vorstoß östlich des Flusses aufzuhalten.

Die Engländer hatten in der Nacht zum 30. April mit erheblichen Kräften den Jordan überschritten. Mit den Hauptkräften griffen sie das türkische VIII. Armeekorps südöstlich Es Salt an. Ihr linker Flügel, australische Kavallerie-Division, hatte das 9. türkische Kavallerie-Regiment in der Jordanebene östlich des Flusses überrannt und war im Vordringen längs des Gebirges. Der Übergang bei Mafid Dschozele nördlich Mendesse war vergeblich angeriffen, er wurde von der tapferen deutschen Pionier-Kompagnie 205 gehalten. Ebenfalls wurde der etwa 6 km weiter nördlich gelegene Übergang bei Ed Damije von Teilen des deutschen Bataillons I./146 besetzt. Der Besitz dieser beiden Jordanübergänge sollte für die Weiterentwicklung der Schlacht von großer Bedeutung sein.

Als der Kommandeur der 24. Division am Nachmittage bei Oberst Essad Bey zur Übernahme des Abschnitts der dritten Kavallerie-Division eintraf, waren starke englische Kolonnen im Vormarsch nach Norden östlich des Jordan deutlich erkennbar. Gegen 5 Uhr nachmittags traf telephonischer Befehl des Oberkommandos Liman von Sanders ein, daß außer der 3. Kavallerie-Division auch die 24. Division mit allen verfügbaren Teilen den Jordan überschreiten und unverzüglich zum Angriff vorgehen solle. In Gegenwart des Chefs des Stabes der 7. türkichen Armee, Oberstleutnant von Falkenhausen, wurden nunmehr folgende Maßnahmen vereinbart: 3. Kavallerie-Division setzt sogleich bei Ed Damije über den Jordan. Ihr folgt Infanterie-Regiment 143 und 1. Sturm-Bataillon; Pionier-Kompagnie bleibt als Rückhalt des Infanterie-Regiments 145 und zur Verbindung nach Westen in Chirbet Fasail. Infanterie-Regiment 2 überschreitet den Jordan bei Mafid Dschozele zum Angriff auf die englische linke Flanke und Rückzugslinie. Die deutschen Truppen, Pionier-Kompagnie 205, 1., 3. und Maschinengewehr-Kompagnie 146 werden der 24. Division unterstellt. — 3. Kompagnie 146 befand sich bereits östlich des Jordans bei Ed Damije, 1. und Maschinengewehr-

Kompagnie 146 überschritten den Fluß vor dem Infanterie-Regiment 143. Oberst Essad Bey, Kommandeur der 3. türkischen Kavallerie-Division übernahm als Ältester das Kommando über die gesamten Angriffstruppen.

Infanterie-Regiment 2, welches sich am weitesten zurück im Gebirge bei Dome befand, traf befehlsgemäß gegen 10 Uhr abends bei Mafid Dschozele ein und überschritt sogleich den Fluß. Schwächere englische Kräfte mit Maschinengewehren hatten einen flachen Hügel östlich des Jordanüberganges besetzt. Diese Stellung zu nehmen war für das Fortschreiten des Angriffs am 1. Mai wichtig. Der Kommandeur der 24. Division war vorgeritten und befahl nach Erkundung des Geländes und Besprechung des Angriffsziels mit dem Kommandeur und Bataillonsführern des Infanterie-Regiments 2 sowie dem Kommandeur der deutschen Pionier-Kompagnie 205 den Angriff auf diesen Hügel für den 1. Mai 2 Uhr morgens. Infanterie-Regiment 2 sollte dann zum Angriff gegen das Gebirge nach Maßgabe des Fortschreitens des Hauptangriffes östlich des Jordan vorgehen. Pionier-Kompagnie 205 sollte zur Sicherung des Jordanüberganges zurückbleiben.

Am 1. Mai 1 Uhr morgens traf telephonischer Befehl der 7. türkischen Armee in Mafid Dschozele ein, daß die 24. Division mit allen Kräften bei Ed Damije übergehen und einheitlich mit der 3. Kavallerie-Division den Angriff führen solle. Der Divisions-Kommandeur stand vor einem schweren Entschluß. Infanterie-Regiment 2 war den ganzen 30. April teilweise im schwierigen Gebirgsgelände und im glühendheißen Jordantal marschiert. Es stand angriffsbereit östlich des Jordan. Die Ausführung des Befehls bedeutete Kehrtmachen, nochmaliges Überschreiten des Jordan und einen Nachtmarsch von 8 bis 10 km. Der Divisions-Kommandeur entschloß sich zur Ausführung des Befehls, übertrug die Sicherung bei Mafid Dschozele der deutschen Pionier-Kompagnie 205 und Teilen des 9. türkischen Kavallerie-Regiments und ritt, nachdem Infanterie-Regiment 2 in Marsch gesetzt war, nach Ed Damije.

Hier hatte sich der befohlene Übergang bis 4 Uhr morgens glatt vollzogen, dank der umsichtigen und energischen Leitung der türkischen Generalstabsoffiziere und des deutschen Ordonnanzoffiziers Leutnants Hartmann, welcher von Chirbet Fasail aus den Anmarsch der Truppen leitete.

Vom Kommandierenden General des XX. Armeekorps, Ali Fuad Pascha, war in der Nacht zum 1. Mai ein schriftlicher Angriffsbefehl eingetroffen: Angriffsziel Höhen östlich des Jordan, 3. Kavallerie-Division links; 24. Division mit deutschen Truppen und der ihr zugeteilten reitenden Batterie (Hauptmann Ali Riza) rechts. Die 24. Division erhielt den Angriffsstreifen vom Fuße des Gebirges bis zu den Hügeln, welche das östliche Jordanufer begleiten. Nach kurzer Besprechung mit Oberst Essad Bey über Beginn und Durchführung des Angriffs wurde die 24. Division (ohne Regiment 2) in Marschkolonne, Reihenfolge Infanterie-Regiment 143, 1. Sturm-Bataillon, deutsche 1., 3. und Maschinengewehr-Kompagnie 146 um 6 Uhr morgens durch Leutnant Hartmann gesammelt und gedeckt durch das dichte Gestrüpp und die Sandhügel des Jordantales in südlicher Richtung in Marsch gesetzt. Die reitende Batterie war auf einem in südöstlicher Richtung vorspringenden Hügel in Stellung gegangen. Die Bereitstellung und Vormarsch der Division vollzogen sich trotz der vorangegangenen Anstrengungen glatt. Der Flußübergang war hauptsächlich mit Hilfe einer Fähre bewerkstelligt worden.

Ein dichter Morgennebel mit feinem Regen, zu dieser Jahreszeit äußerst selten, begünstigte den gedeckten Vormarsch. Nur vereinzelte Schrapnells der feindlichen Artillerie streuten das Gelände ab.

Der Divisions-Kommandeur gab gegen 7 Uhr morgens den Angriffsbefehl: Ziel ein deutlich auf etwa 6 km erkennbarer schwarzer Hügel am Westsaum des Gebirges, Frontbreite des Angriffs 1 km, Gliederung: Infanterie-Regiment 143 in erster Linie (III., I., II. Bataillon), 1. Sturm-Bataillon in zweiter Linie hinter der Mitte, deutsche 1. und Maschinengewehr-Kompagnie 146, in dritter Linie links gestaffelt, deutsche 3. Kompagnie 146 als Divisions-Reserve ungefähr 500 m hinter der dritten Linie

folgend. Vom II. Bataillon 143 wurde eine Kompagnie links als Seitendeckung herausgeschoben. Der Aufmarsch der Division vollzog sich befehls- und ordnungsgemäß wie auf dem Exerzierplatz. Durch Handhochheben meldeten die Bataillonsführer die Einnahme ihrer Linie. 7.15 Uhr vorm. wurde zum Angriff angetreten, welcher in schräger Front und in südöstlicher Richtung vorgetragen wurde.

Der Feind hatte den Aufmarsch der Division nicht bemerkt. Es fehlte jede Aufklärung in der Ebene. Nur vereinzelt streute die feindliche Artillerie in die türkischen Linien. Nach kurzer Zeit jedoch, als die Angriffstruppen wenige Kilometer in der flachen Ebene vorwärtsgekommen waren, wurde ein starkes Artilleriefeuer gegen den linken Flügel und Mitte der Division eröffnet. Die feindliche Artillerie schoß meistens zu kurz. Unter den platzenden Granaten färbte sich der mit dichtem Gras bedeckte Boden des tiefen Jordantales bald schwarz. Es waren kritische Momente. Von links kam atemlos ein Ordonnanzoffizier der 3. Kavallerie-Division. Er meldete, daß die Truppen des Oberst Essad Bey bei ihrem frontalen Angriff gegen das Gebirge nicht vorwärts kämen, und bat dringend um Verstärkung. Die dritte deutsche 146 wurde sofort mit linksum nach Osten in Marsch gesetzt.

Unter dem starken Artillerie-Flankenfeuer von den Höhen auf etwa 3—4 km Entfernung trat unter den vorwärtsstürmenden Linien der 24. Division eine vorübergehende Schwankung ein und das Bestreben, mit der Front links einzuschwenken. In diesem kritischen Moment genügte ein kurzer Befehl: „Rechts schwenkt marsch, alte Marschrichtung schwarzer Hügel“ um den Angriff, wie befohlen, vorwärts zu bringen. Hier zeichnete sich besonders der Führer des II. Bataillons 143, Hauptmann Abduramann, aus, welcher seinem tapferen, oft bewährten Bataillon mit dem Revolver in der Hand vorausstürmte.

Die feindliche Kavallerie-Division, in Flanke umgangen und in der Rückzugslinie bedroht, preßte sich nunmehr in den engen Gebirgspfaden, teilweise auf den Wegen längs des Gebirges rückwärts und geriet in das vernichtende Feuer der reitenden

türkischen Batterie. Deutlich erkennbar waren die ratlos hin und her eilenden feindlichen Kavallerie-Abteilungen. Teilweise in guter Ordnung zurückgehend, wurden sie wieder vorgeführt, um dann im türkischen Artillerie- und Maschinengewehr-Feuer auseinandergesprengt zu werden. Feindliche Maschinengewehre wurden zum Schutz der umgangenen Flanke in Stellung gebracht und wirkten solange, bis sie durch das türkische Artilleriefeuer und die links verlängernde deutsche Maschinengewehr-Kompagnie in Verbindung mit der türkischen Regiments-Maschinengewehr-Kompagnie 143 zum Schweigen und Abzug gezwungen wurden. Gegen die auf dem schwarzen Hügel vorwärtsstürmende türkische Front wurden drei leichte englische Panzerkraftwagen mit Maschinengewehren aus südlicher Richtung angesetzt. Zwei wurden durch Feuer zum Umkehren gezwungen, einer geriet mit den Vorderrädern in eine Erdspalte, er wurde von Teilen des Regiments 143 mit seiner Besatzung und Maschinengewehren genommen. Vergeblich hatte die englische Artillerie versucht, ihre Geschütze in eine neue Stellung hinter den nach der Jordanebene zu abfallenden Hügeln zu bringen. Beim Auffahren fielen Bedienungsmannschaften und Pferde, die Geschütze wurden genommen.

Als der Divisionsstab mit dem linken Flügel der vordersten türkischen Linie, hinter der die I. deutsche 1/146 folgte, 10 Uhr vormittags, den als Angriffsziel angegebenen schwarzen Hügel erklomm, bot sich das bisherige Kampffeld als das Bild eines vollständigen Sieges. Verlassene Geschütze und Munitionswagen, Trümmer von Waffen und Ausrüstungsstücken, Leichen und Pferdekadaver ließen die Heftigkeit des Kampfes und den eiligen Rückzug des Feindes erkennen. Nach schneller Ordnung der Verbände und Befehl zum Vorziehen der reitenden Batterie wurde die Fortsetzung des Angriffs gegen die gegenüberliegenden Hügel befohlen. Teile des Regiments 143 nahmen eine Höhe weiter südlich, hinter denen sich feindliche Maschinengewehre eingenistet hatten und auf 6—800 m ein heftiges Feuer gegen die türkischen Linien unterhielten. Die deutsche Maschinengewehr-Kompagnie wurde weiter links im Gebirge eingesetzt,

zum Schutz der offenen linken Flanke. Verbindung mit der weiter östlich kämpfenden 3. Kavallerie-Division bestand zur Zeit nicht.

Etwa gegen 2 Uhr nachmittags ritt starke englische Kavallerie in der Jordanebene gegen die Sandhügel südlich Mafid Dschozele an. Der Angriff wurde von der deutschen Pionier-Kompagnie 205 restlos abgeschlagen.

Gegen 3 Uhr nachmittags erschien der Kommandierende General des XX. türkischen Armeekorps, Ali Fuad Pascha, auf dem Gefechtsstande der 24. Division auf dem schwarzen Hügel und beglückwünschte die Division zu ihrem Erfolg. Er unterstellte das am Vormittage des 1. Mai bei Ed Damije übergegangene türkische Infanterie-Regiment 2 der 3. Kavallerie-Division und ließ die deutsche 3/146 zur 24. Division zurücktreten. Für den nächsten Tag stellte er Verstärkungen in Aussicht.

Am 2. Mai vormittags griffen das Regiment 143 und 1. Sturm-Bataillon im Verein mit den deutschen Kompagnien 1/146, 3/146 und Maschinengewehr-Kompagnie den sogenannten Hufeisenberg südlich der bisherigen genommenen Stellung an. Englische Nachhuten hatten ihn besetzt. Auffallend war an diesem Tage das absolute Schweigen der feindlichen Artillerie. Sämtliche Geschütze waren dem Gegner auf seinem westlichen Flügel durch den siegreichen Angriff am 1. Mai genommen worden. Neue Geschütze hatte er noch nicht heranschaffen können. Vergeblich versuchte der Feind durch starkes Maschinengewehr-Feuer den türkischen Angriff aufzuhalten. Der Hufeisenberg war am Nachmittage des 2. Mai im Besitz der Angreifer.

In der Nacht zum 3. Mai traf bei der 24. Division der unmittelbare Befehl des Oberkommandos, Liman von Sanders, ein, den Angriff mit allen Mitteln und letzten Kräften fortzusetzen. Die Gesamtlage erfordere dies. Starke englische Kräfte hatten beiderseits des Tales El Nimrim vorgehend das türkische VIII. Armeekorps angegriffen, um hier den Durchbruch zu erzwingen. Nach anfänglichen Erfolgen war der englische Angriff zum Stehen gekommen. Das VIII. Korps stand jedoch im harten

Kampfe unter schweren Verlusten. Es mußte ihm Entlastung gebracht und die Fühlung mit seinem westlichen Flügel hergestellt werden.

Auch gegenüber der 24. Division hatte der Gegner auf Lastkraftwagen Verstärkungen herangebracht. Der dem Hufeisenberg südlich vorgelagerte sogenannte Tafelberg, später blutiger Hügel genannt, war von den Engländern als Hauptrückhaltslinie ausgebaut. Hinter Drahthindernissen befanden sich an vorspringenden Punkten Maschinengewehr-Nester. Englische Artillerie war vorgezogen. Sie unterhielt vom 3. Mai früh ab ein starkes Feuer auf den Hufeisenberg und auf die aus der Jordanebene heranführenden Anmarschwege. Die vom Kommandierenden General Ali Fuad Pascha zugesagten Verstärkungen, die türkischen Bataillone III/32, I/150, später auch I/58 trafen hinter der 24. Division ein.

Schon in der Nacht zum 4. Mai war ein Angriff gegen den Tafelberg von den in vorderster Linie befindlichen Truppen unternommen und bis zum Fuß des Hügels vorgetragen. Es kam hierbei zu erbitterten Kämpfen. Ein weiteres Vordringen gegen die stark befestigte Kuppe und die Maschinengewehr-Nester erwies sich zunächst als unmöglich. Die Truppen zogen sich gegen den Hufeisenberg zurück, wurden jedoch auf Befehl der Division noch vor Morgengrauen in ihre alten Stellungen vorgeschickt. Der inzwischen eingetroffene tapfere Führer des deutschen I. Bataillons 146, Major Fuchs, übernahm das Kommando über die deutschen Truppen.

Für den 4. Mai vormittags wurde von der Division der Angriff auf den Tafelberg erneut befohlen. Die deutsche 3/146 wurde in der Front angesetzt, links umfassend die deutsche 1/146, das türkische Sturmbataillon, die deutsche Maschinengewehr-Kompagnie. Als Reserve folgten hinter dem linken Flügel I/143 und eine Kompagnie vom III/32. Der Angriff, vom Feuer der vorgezogenen reitenden Batterie unterstützt, kam bei der großen Ermüdung der Truppe und der starken Hitze nur langsam vorwärts. Als gegen 7 Uhr abends der Sturm durchgeführt wurde, zogen sich die Engländer eiligst zurück. Augenzeugen

wollen gesehen haben, daß die englischen Pferde beim Rückzuge der Truppen nach Mendesse zwei Reiter trugen. Der heißumstrittene blutige Hügel war im Besitz der deutsch-türkischen Angriffstruppen. Nun galt es weitere Ausnutzung des Erfolges. Eine unmittelbare Fühlung mit der über Es Salt vordringenden, durch das Infanterie-Regiment 2 verstärkten 3. Kavallerie-Division war noch nicht hergestellt. Der tapfere Führer der 3. Kavallerie-Division, Oberst Essad Bey, war bereits am 1. Mai durch Maschinengewehr-Feuer schwer verwundet. Sein Nachfolger war Oberstleutnant Machmud Bey, vorher Generalstabsoffizier der Kavallerie-Division.

Die Wirkung des starken Druckes der 24. Division gegen die feindliche Flanke und Rückzugslinie machte sich bemerkbar. Hierdurch trat eine Entlastung der durch das schwierige Gebirgsgelände nur langsam vordringenden 3. Kavallerie-Division ein. Die Vereinigung mußte vorwärts angestrebt werden.

Für den 5. Mai, 3 Uhr morgens, wurde von der 24. Division der allgemeine Vormarsch in südlicher Richtung gegen das Wadi Abu Muher befohlen. In der genommenen Stellung auf dem Tafelberg blieben schwache Sicherungen zurück. Die reitende Batterie wurde erneut vorgezogen. Mit den noch frischen türkischen Bataillonen III/32 und I/58, ferner dem deutschen I/146 (ohne 2. Kompagnie) wurde der Vormarsch angetreten. Die Höhen südlich Wadi Abyad wurden besetzt. Hier wurde die Verbindung mit dem der 3. Kavallerie-Division unterstellten Infanterie-Regiment 2 hergestellt. Die gesamten englischen Truppen, welche über den Jordan in das Gebirge vorgedrungen waren, waren zum Rückzuge gezwungen. Nur Brückenkopfbesatzungen blieben auf dem östlichen Jordanufer zurück. Der nördlichste von den Engländern besetzte Punkt war Mendesse.

So hatte die zweite Jordanschlacht mit einem großen politischen und militärischen Erfolge der türkisch-deutschen Waffen geendet.

Der erneut mit starken Kräften unternommene Angriff gegen Es Salt und Amann, weiterhin geplant gegen die Bahn Samach —Dera war gescheitert, die von den Engländern mit dem König

von Hedschas und den aufständischen Arabern angeknüpfte Verbindung war völlig unterbrochen. Der moralische Eindruck der englischen Niederlage auf die Araber war groß und konnte, wenn die Weiterentwicklung der Ereignisse dem Anfangserfolg entsprach, auf die Gesamthaltung der Araber von entscheidender Bedeutung werden.

Militärisch wichtig war der mit einer erheblichen Minderheit erfochtene Sieg, weil durch ihn das schwer bedrängte VIII. türkische Armeekorps aus einer gefahrvollen Lage befreit wurde. Die türkischen Gefechtsstärken waren sehr gering, die Bataillone durchschnittlich 130—150 Mann einschl. Maschinengewehr-Mannschaften. Maschinengewehre waren zahlreich, da außer den Bataillons-Maschinengewehr-Kompagnien sich bei jedem türkischen Infanterie-Regiment eine Regiments-Maschinengewehr-Kompagnie befand. Zum Angriff stand der 24. Division nur die reitende Batterie mit vier 7,5 cm Feldgeschützen zur Verfügung, die von ihrem Chef, Hauptmann Ali Risa, vortrefflich geführt, zum Erfolg wesentlich beigetragen hat.

Die deutschen Kompagnien hatten eine Gefechtsstärke von etwa 100 Mann. Die Mannschaften, in den Kämpfen auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz erprobt, ertrugen die klimatischen Schwierigkeiten gut und schlugen sich vortrefflich. Die Ausrüstung, namentlich der schwere Tornister, ferner die zahlreichen Fahrzeuge, waren für die Kämpfe unter der Tropensonne nicht geeignet. Der Tornister mußte beim Angriff zurückgelassen werden. Die Verpflegung konnte für Deutsche und Türken hauptsächlich nur auf Tragetieren nachgeschafft werden, ebenso das Wasser, welches in dem Kampfgelände vollständig fehlte. Die Tragetiere hatten beim fortschreitenden Angriff, Hin- und Rückmarsch gerechnet, über 40 km täglich zurückzulegen.

Die englische Gefechtsstärke der im Gebirge vorgegangenen Kavallerie-Divisionen wurde von Gefangenen auf etwa 8000 Mann angegeben. Danach hatte die 3. Kavallerie-Division und die 24. Division gegen eine mindestens sechsfache Übermacht gekämpft. Zahlenmäßig war auch die englische Artillerie am ersten Gefechtstage erheblich überlegen.

Die Beute der 24. Division betrug an den beiden ersten Gefechtstagen 10 Geschütze, 14 Munitionswagen, 1 Panzerkraftwagen, 21 Gefangene, 1 vollständige Sanitätseinrichtung, zahlreiche Pferde, Maultiere und Kamele.

Die Verluste waren auf beiden Seiten entsprechend den erbitterten Kämpfen groß, auf türkischer Seite in den 5 Gefechtstagen etwa 50 v. H. 50 englische Leichen wurden nach den ersten Kämpfen in einem Wadi unter Steingeröll versteckt aufgefunden. Die meisten Toten und Verwundeten wurden von den Engländern bei ihrem Rückzuge mitgenommen.

Zum Enderfolg trug vor allem der alle Schwierigkeiten überwindende vortreffliche militärische Geist, der Siegeswille und die in schweren Kämpfen erprobte deutsch-türkische Waffenbrüderschaft bei.

✱



DER FELDZUG DER SULEIMANIJE-GRUPPE IN KURDISTAN IM SOMMER 1916

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

Von HANS-JOACHIM VON LOESCHEBRAND-HORN

EINLEITUNG

Es ist keine der großen Entscheidungen des Weltkrieges, welche diese Zeilen schildern. Eine an sich unbedeutende Nebenoperation, ein winziger Mosaikstein in dem gewaltigen Kriegsgemälde. Nichts wäre geändert worden an dem großen Gang der Ereignisse, wenn dort oben in den kurdischen Bergen überhaupt kein Schuß gefallen, kein Allah-Rufen stürmender Osmanen ertönt wäre.

Ein vereinzeltes anatolisches Regiment kämpft dort, verstärkt durch halbreguläre Kurden und persische Söldner, durch Bergstämme und einzelne kurdische Adelige, dabei eine Handvoll deutscher Soldaten, ohne nennenswerte Artillerie, ohne irgend etwas von dem Rüstzeug moderner Kriegführung, ohne Etappeneinrichtungen, fernab von gebauten Straßen, weit vorwärts selbst vom Endpunkt des Telegraphen, im Rücken das mehrere 100 km breite, nur von Saumpfaden durchquerte Gebirge, sieben bis acht Tagemärsche von den nächsten Nachbarn entfernt. Der Feind: reguläre russische Kavallerie in wechselnder Stärke mit einigen Bataillonen und, zwar an sich nicht starker, uns aber doch weit überlegener Artillerie. Das ist der Rahmen, in bezug auf die Stärkeverhältnisse etwa einem Brigademanöver der guten alten Zeit vergleichbar.

Und doch! Für den einzelnen, der dieses Idyll im Weltkriege miterleben durfte, ebenso wichtig, ja vielleicht weit inhaltsreicher an persönlichem Erleben, als die großen Entscheidungen riesiger Millionenheere. Anstrengende Gebirgsmärsche bei Tage und noch häufiger bei Nacht, schwere tagelange Kämpfe, Hunger und Durst, Entbehrungen mancher Art, schwierige und

Vergl. Blatt Urmija der Übersichtskarte von Vorderasien 1:800000, herausgegeben vom Reichsamt für Landesaufnahme.

verantwortungsvolle Entschlüsse für die Führung. Die Kugel suchte und fand auch dort ihren Mann heraus, genau wie in der Hölle des westlichen Trommelfeuers. Alles aber überstrahlt von der wundervollen kurdischen Sommersonne, umgeben von mächtigen Felsketten, von denen am Horizont bis in den September hinein die Schneehauben herüberleuchteten. Ein Stück echter rechter Soldatenpoesie.

*

Es war in Bagdad, der alten Kalifenstadt, die doch so wenig von dem alten sagenreichen Glanz in ihren Mauern birgt; die Junisonne brütete in den Straßen. Kut el Amara war gefallen. Der Mann, dessen weisen, der Grenze türkischer Möglichkeiten klug angepaßten Maßnahmen neben der Tapferkeit des anatolischen Askers dieser Erfolg in erster Linie zu danken war, ruhte, ein Opfer seiner Pflichterfüllung, in der Erde, Colmar Freiherr von der Goltz. Am Abend nach dem Fall der heiß umstrittenen Feste bewegte sich ein langer Zug — Türken und Araber — beim Scheine der Fackeln durch die engen Straßen der Stadt zu der hohen Bastion am Tigris, einem Überbleibsel der alten Stadtbefestigung, auf der wir wenige Tage zuvor den von allen gleich geliebten Feldherrn beigesetzt hatten. Dem Zuge voran schreitet der türkische Stadtkommandant. Er will dem toten Führer die Kunde bringen von dem Fall von Kut el Amara, der sein Werk war. Hell klingen in das tiefe feierliche Schweigen der Orientnacht die Worte dieser militärischen Meldung, die an die Seele eines Toten gerichtet sind. Ein ergreifendes, für jeden Teilnehmer unvergeßliches Bild.

Kut el Amara war gefallen, die Sorge vor einem Vordringen der Engländer Tigris-aufwärts für lange Monate gebannt. Fünf anatolische Divisionen erlangten ihre Bewegungsfreiheit wieder. Ihre neue Verwendung sollten sie im Rahmen eines großen Planes finden: Schon waren die Anatolier, die wenige Monate vorher den englischen Ansturm an den Dardanellen endgültig abgewehrt hatten, im Anmarsch nach dem armenischen Berglande. Dort wurde ein neuer großer Schlag gegen den Kaukasus vorbereitet. Die Masse der bei Kut el Amara frei gewordenen

Truppen wurde dazu bestimmt, den Schlag zu einem breiten Vorgehen des türkischen Heeres gegen den russischen Feind auszugestalten, der mit seiner äußersten Südgruppe, einer Kavallerie-Division mit einigen Bataillonen, gerade während des Falles von Kut el Amara gegen schwache türkische Deckungstruppen an der Straße Kermanshah—Bagdad den Austritt aus dem persischen Randgebirge erkämpft hatte.

Mit diesem Vorstoß der russischen Kavallerie schloß die erste Phase des persischen Abenteuers — so darf man es wohl nennen — ab. Ein kurzer Rückblick auf dieses sei hier eingeflochten. Ohne auf die Vorgeschichte im einzelnen einzugehen, scheint doch festzustehen, daß man sich bei den deutschen maßgebenden Stellen ganz irrige Anschauungen über die persischen Verhältnisse und Möglichkeiten gebildet hatte, und daß das Abenteuer deutscherseits mit völlig unzureichenden Mitteln begonnen und durchgeführt wurde. Eine einheitliche Leitung fehlte. Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz erhielt den Oberbefehl erst, als der Stein bereits im Rollen war.

Im Herbst 1915 war es gelungen, den überwiegenden Teil der persischen Gendarmen unter ihren schwedischen Offizieren zum Anschluß an Deutschland zu bewegen. Die persische Regierung verhielt sich abwartend. Mit der Aufstellung einer Gegenregierung unter Nizam es Saltaneh, einem persischen Politiker von zweifelhaftem Ruf, tat man einen besonders unglücklichen Griff. Ein Volksaufstand zur Abschüttelung des englisch-russischen Joches, den man mit Hilfe dieses Mannes zu organisieren hoffte, scheiterte gänzlich, kam vielmehr gar nicht zustande, einen Kenner persischer Verhältnisse nicht überraschend.

Auf die eigenen Kräfte angewiesen, mußten die bei Hamadan zusammengezogenen Gendarmen, die sich anfangs unter ihren schwedischen Offizieren gut geschlagen haben, auf die Pässe nördlich Kermanshah und im Frühjahr 1916 bis in die persischen Randberge zurückweichen. Notgedrungen wurden einige türkische Bataillone, die bei Kut el Amara nur sehr schwer entbehrt werden konnten, nach Persien vorgeschoben. Sie hielten die Randpässe noch mehrere Monate, bis die Russen sich gleich-

zeitig mit dem Falle von Kut el Amara, offenbar in (absichtlich?) verspäteter Befolgung englischer Hilferufe, zu erneutem Vorgehen aufrafften und wie erwähnt bis an den diesseitigen Rand der persischen Grenzgebirge auf türkischen Boden vorstießen.

Die Gendarmen hatten schon vorher von der Front zurückgezogen werden müssen. Die ersten als Verstärkung der bereits im Lande befindlichen Deutschen zur militärischen Organisation des erträumten persischen Volksaufstandes von Berlin abgesandten Offiziere kamen gerade zurecht, um die Flucht der schon demoralisierten Gendarmen in die persischen Randberge mitzumachen.

Alle Versuche braver deutscher und schwedischer Offiziere, die Gendarmen zu reorganisieren, scheiterten, mußten scheitern, weil kein Geld vorhanden war, um die Truppe zu besolden. Die deutschen maßgebenden Stellen in der Heimat hatten sich zu Beginn des Abenteuers mit einigen größeren Geldsendungen begnügt, die rasch aufgebraucht waren. Erst später gelang es den fortwährenden dringenden Vorstellungen, die Zahlung einer festen Monatssumme zu erreichen.

Traurig war der Zustand, in welchem die Reste der persischen Gendarmen nach dem letzten russischen Vorstoß den türkischen Boden betraten, überaus peinlich die Lage derjenigen deutschen Offiziere, welche sich hier mittellos einer unlösbaren, ja unwürdigen Aufgabe gegenübergestellt sahen; am schmerzlichsten aber war der Verlust an deutschem Ansehen bei Türken und Persern. Trotz dieses Fehlschlages und gegen den Rat erfahrener Offiziere konnte man sich in der Heimat nicht entschließen, das zwecklose politische Abenteuer aufzugeben.

*

Ein kurzer Besuch Enver Paschas in Begleitung des deutschen Militärbevollmächtigten, Generals von Lossow, in Bagdad, regelte die neue Verteilung der 6. türkischen Armee, welche Kut el Amara genommen hatte. Bei diesem Orte, wo die Sommerhitze jede Operation auf Monate hinaus ausschloß, blieben zwei schwache türkische Divisionen, so schwach, daß ihr Führer, Oberst Kiazim Bey, die günstige Stellung auf dem rechten (süd-

lichen) Tigris-Ufer, an welcher alle Entsatzversuche der Engländer gescheitert waren, aufgeben und sich auf das Nordufer und auf die Stadt selbst beschränken mußte. Auf dem freigegebenen Südufer drangen später, im Februar 1917, die Engländer vor, den Strom im Rücken der türkischen Hauptstellung überschreitend, und so den folgenschweren Fall von Kut el Amara erzwingend.

Drei Divisionen mit einer Kavallerie-Brigade unter Ali Ichsan Pascha wurden längs der Straße Bagdad — Kermanshah — Hamadan, der einzigen fahrbaren Verbindung, welche das Gebirge zwischen Persischem Golf und Urmija-See kreuzt, gegen die russische Kavallerie angesetzt. Eine weitere, von der 2. Armee kommende Division — die 4. — wurde östlich von Mosul zusammengezogen und sollte als Bindeglied mit der in Armenien operierenden Masse des türkischen Heeres über den Paß von Revanduz auf Miandab (Mijanduab) hart südlich des Urmija-Sees vorgehen.

Dem 37. anatolischen Regiment fiel als Suleimanije-Gruppe die Aufgabe zu, von diesem Orte das Vorgehen der 4. Division zu begleiten — mit sieben Tagemärschen Zwischenraum — und eine lockere Verbindung zwischen ihr und der über Kermanshah vorgehenden Hauptgruppe der 6. Armee herzustellen.

Den Oberbefehl über alle südlich des Urmija-Sees kämpfenden Truppen hatte der Nachfolger des Feldmarschalls Freiherr von der Goltz in der Führung der 6. Armee, der junge Halil Pascha, ein von der türkischen Revolution emporgewehter Verwandter Enver Paschas, menschlich nicht unsympathisch, militärisch ein Dilettant.

Über die Operationen der Hauptgruppe der 6. Armee sei vorgreifend erwähnt, daß Ali Jchsan Pascha im Juli mit seinen drei Divisionen die feindliche Kavallerie, wie zu erwarten, ohne ernsthaften Widerstand, über Kermanshah—Hamadan zurückdrückte und bei letzterem Orte, mit dem linken Flügel bei Bidschar — acht Tagemärsche von der Suleimanije - Gruppe entfernt — stehen blieb. Irgendwelchen Einfluß auf die Suleimanije-Gruppe hatte sein Vorgehen weder jetzt noch später. Er wurde auch

den Winter über bei Hamadan belassen und fehlte nachher bei der Entscheidung von Kut el Amara. Nennenswerte russische Kräfte hat er nicht gefesselt.

VORBEREITUNGEN — DIE MUDJAHIDS

Am 9. Juli erhielt ich in Bagdad den Befehl, als Generalstabsoffizier zur Suleimanije-Gruppe zu stoßen. Am 11. Juli brach ich auf, der Beschleunigung wegen zunächst in einem leichten deutschen Lastkraftwagen nach Kifri, wo ich am 13. Juli eintraf. Beim Durchqueren zahlreicher tief eingeschnittener Bewässerungsgräben halfen zwei vorsorglich mitgenommene lange Bohlen, wobei es ohne gelegentliche Einbrüche nicht abging. Auch der unsichere Boden einer Salzpfanne wurde glücklich überwunden. Langsam, Schritt für Schritt tastete der Kraftwagen sich seinen Weg durch die blendend weiße, wie frisch beschneit aussehende, überall elastisch nachgebende Salzfläche, jeden Augenblick gewärtig, bis an die Achsen zu versinken, immer wieder umkehrend und festeren Boden suchend. Spannende Augenblicke für den Zuschauer, der die Aussicht hatte, im Falle des Steckenbleibens unter Zurücklassung des ganzen Gepäcks, darunter zweier Kisten mit persischem Silber, einige 20 km in brennender Sonnenglut bis zum nächsten Ort zurückzulegen und, noch schlimmer, für die Offensive zu spät zu kommen. Denn andere Transportmittel lassen sich dort nicht aus dem Boden stampfen. Am schwierigsten war die Überschreitung des Djebel Hamrin, der ersten Parallelkette der persischen Randgebirge. In jahrtausendlanger Arbeit haben hier unzählige Karawanen eine Art Naturweg in den weichen Stein getreten, scharf umbiegend, hart an Abgründen vorbei, über schräg gestellte, abschüssige Felsplatten hinweg, hier 3, 4, ja 6 schmale Fußpfade nebeneinander halbmetertief in den Fels einschneidend, dort bis zu ¾ m hohe, steile Klippen überspringend. Alle diese Fährlichkeiten mußte der brave Kraftwagen überwinden. Vielleicht kommen dem deutschen Lenker diese Zeilen zu Gesicht; dann sei ihm noch nachträglich Dank

und Anerkennung gezollt für die ruhige Sicherheit, mit der er alle Schwierigkeiten des Weges überwand.

Mein Stab, bestehend aus dem preußischen Feldwebelleutnant und persischen Obersten Haase und den Unteroffizieren Krüger und Dörner, folgte zu Pferde. In Kifri sollte noch Leutnant Bachmann zu mir stoßen.

Die mir im Rahmen der bevorstehenden Operation mitgegebene Orientierung lautete dahin, daß die Suleimanije-Gruppe mit der 4. Division zusammenwirken sollte. Bei schnellem Vorgehen könne es gelingen, auf Mijandab vorstoßend, den dieser Division gegenüberstehenden Russen in den Rücken zu fallen. Eile sei geboten, da die Operationen in vier Tagen beginnen sollten. Den Führer der Suleimanije-Gruppe, Oberstleutnant Abbas Bey, schilderte Halil Pascha mir als etwas ängstliche Natur. Die in Kifri unter Oberleutnant Uth, einem deutschen Reserve-Offizier, stehenden „Mudjahids" (Glaubenskämpfer) wurden mir unterstellt; ich sollte sie der Suleimanije-Gruppe zuführen.

Bei den Mudjahids muß ich kurz verweilen. Sie waren zu Beginn des persischen Abenteuers in Persien mit deutschem Gelde aufgestellt und hatten dort unter ihrem einheimischen Führer Ibrahim Bey bei Bidschar und Senne gekämpft. Ein Stück echten Mittelalters tut sich auf vor uns in diesem hünenhaften Kaukasier, einem Landsknecht im wahrsten Sinne des Wortes, der schon früher in der Türkei, in Persien, ja selbst in Korea mit manchem Feinde die Klinge gekreuzt hatte. In friedvollen Zeiten bezeichnet er sich als Kaufmann. Wenn aber irgendwo in dem alten wunderlichen Asien Kriegslärm ertönt, dann ist Ibrahim Bey mit einer kleinen Schar Getreuer dabei und stellt für den, der am meisten zahlt, ein Häuflein Landsknechte auf, das heißt, er kauft Pferde und setzt geworbene Söldner darauf, die er mit Hilfe seines Bruders Hassan Bey und seiner Getreuen und Dank seiner eigenen echt soldatischen und dabei menschlich überaus sympathischen Eigenschaften bald zu einer mehr oder weniger brauchbaren Truppe macht. Menschen, die gerade nichts Besseres zu tun haben, und Waffen finden

sich in Asien immer für solche Zwecke. Sein Kapital steckt in der Truppe, wie bei einem Kaufmann im Geschäft. Und es wirft gute Zinsen ab, zumal außer seinem eigenen ansehnlichen Gehalt noch allerhand bei der Besoldung der Truppe, der Verpflegung der Pferde usw. abfällt. Von Türken und Russen ist er in früheren Feldzügen auch schon mal zum Tode verurteilt worden, woraus er sich aber weiter nichts macht. Hat er einmal auf einer Seite Dienst genommen, dann ist er auch treu und für seine Person unbedingt zuverlässig, solange das Geschäft genügend für ihn abwirft. Bei allem Wohlwollen, das aus seinem Auge leuchtet, ist er doch ein ganzer Kerl. Seine eigenen Leute hängen an ihm. Überall hat er Freunde. Zu große Anforderungen durfte man andererseits an ihn nicht stellen. Ein verlustreicher Kampf wäre gegen sein Geschäftsinteresse gewesen. Wie weit neben dem guten Geschäft auch seine Zugehörigkeit zum Kulturkreise des Islam und Haß gegen die Russen seine Stellungnahme für uns beeinflußten, ist schwer zu entscheiden.

Den Kern seiner jetzigen Truppe bildeten zwei Schwadronen, die er aus Azerbeidjan-Türken, Kurden und Persern selbst zusammengestellt hatte. Damit war sein eigenes Kapital erschöpft. Als man Vermehrung seiner Streitmacht verlangte, verpachtete er das Recht, zwei weitere Schwadronen aufzustellen, an andere Unternehmer und machte sie dafür zu „Rittmeistern". Außerdem verfügte er noch über zwei Kompagnien zu Fuß und zwei alte österreichische Gebirgsgeschütze, welche die merkwürdige Eigenschaft besaßen, nach dem Schuß, besonders auf etwas abschüssigem Boden, einen Purzelbaum zu schlagen, was ihnen neben ihren sonstigen ballistischen Leistungen bei den Deutschen den Beinamen „Kurdenschreck" eingebracht hatte.

Doch Scherz beiseite. Als Hassan Bey mir an Stelle seines erkrankten Bruders in Kifri die Truppe vorführte, machte besonders die Kavallerie im formalen Exerzieren äußerlich einen recht guten Eindruck. Die eigentliche Kerntruppe, die 1. und 2. Schwadron, hat sich auch später gut bewährt und das geleistet, was man billigerweise von ihr erwarten konnte. Von dem Ende der beiden anderen Schwadronen wird noch die Rede sein. Immer-

hin hatten die Mudjahids den unrühmlichen Zusammenbruch des deutschen Abenteuers in Persien, den winterlichen Rückzug durch unwirtliches Hochgebirge und die Zeit deutschen Geldmangels überdauert und als Truppe zusammengehalten, schon das eine Leistung, für die Uth und Ibrahim Anerkennung gebührt. Als das deutsche Geld ausblieb, hielt Ibrahim die Truppe aus eigenen Mitteln über Wasser. Vor dem zuletzt aufgestellten Fußvolk und der Artillerie warnte Uth mich allerdings, so daß ich es vorzog, sie nach Kermanshah zu schicken und Nizam es Saltaneh zur Verfügung zu stellen, der dort mit deutschem Gelde den Versuch machte, die Gendarmerie zu reorganisieren und durch Aushebung im Lande eine persische Nationalstreitmacht aufzustellen. So gut wie die Rekruten Nizams waren die Kompagnien des Ibrahim Bey immer noch. Die Kavallerie behielt ich, zumal die Suleimanije-Gruppe nur über einen schwachen Zug dieser Waffe verfügte. Sie war jedoch nicht sofort marschbereit, da Ibrahim Bey einen Fieberanfall hatte, und die von Bagdad zugesagte dringend notwendige Ausrüstung abgewartet werden mußte.

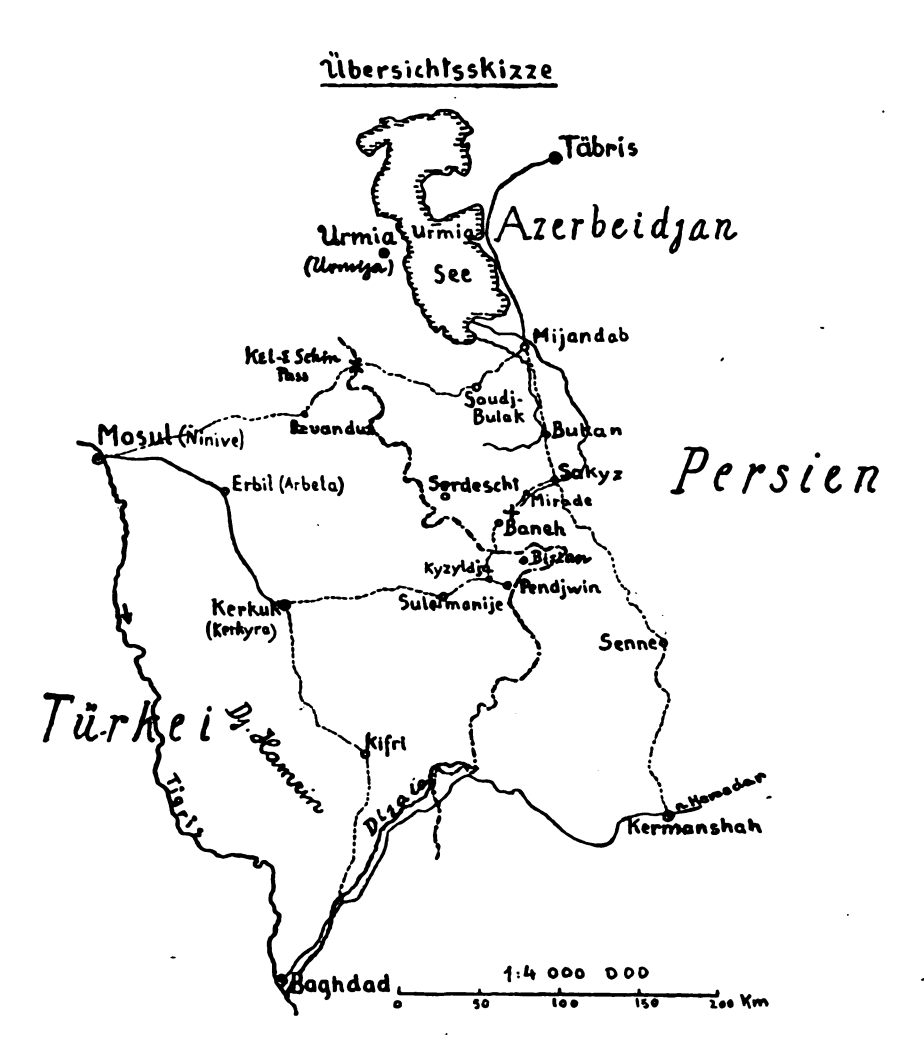
*

DER KRIEGSSCHAUPLATZ

Vom Djebel Hamrin nach Nordosten folgen sich, erst weiter auseinander, dann immer enger zusammenrückend, höher und höher sich auftürmend, die von der schrumpfenden Erdrinde in die Höhe gestellten Bergketten. Steil, oft senkrecht ragen die Schichtköpfe der härteren, von Wasser und Verwitterung verschont gebliebenen Gesteine zum Himmel. Zwischen ihnen haben die gewaltigen Wassermassen, welche noch heute jede Schneeschmelze über das Land ergießt, an Stelle der weicheren Schichten breite Längstäler gefurcht, dort wieder zernagten und zersägten sie, einen Ausweg aus dem Längstal suchend, die härteren stehengebliebenen Schollen. Neben jungfräulich anmutenden Bergketten, auf deren schnurgeradem Kamm Paß und Gipfel fast dieselbe Höhe aufweisen, stellt sich so oft unvermittelt ein Labyrinth gewaltiger Einzelberge mit senkrechten Felswänden.

Hat man die nordöstlich von Suleimanije liegende kompakte Kette des Asmir Dagh auf vielfach gewundenem Saumpfade erstiegen, so tut sich mit einem Schlage das zauberhafte Panorama des eigentlichen Hochgebirges vor dem in Staunen versunkenen Auge auf. Unwillkürlich hemmt der Zügel das Pferd. Hinter niederen Höhen und Felsen türmt sich Kette auf Kette, Massiv auf Massiv. Wohl an hundert Kilometer schweift der Blick bis an den zackigen Horizont, der sonnenbeschienen und in der trockenen Luft sich scharf und grell heraushebend, das Bild abschließt. Weiß, gelb und braun sind die Farben, untermischt mit den grünen Flecken vereinzelt stehender Bäume. Die spärlichen Dörfer verstecken sich in Tälern und an schwer zugänglichen Bergwänden. Nichts deutet auf das Dasein von Menschen. Alles grandiose Einsamkeit. Nirgends bietet der weitere Weg ein gleich umfassendes Bild. Selbst die letzte gewaltigste Kette, der unmittelbar nördlich Baneh aufsteigende mächtige Güllichan, dessen höchste Gipfel bis über 3000 m aufragen, und dessen Schluchten bis in den August hinein Schnee beherbergen, gewährt nur Ausblick in das eigene wild zerklüftete Gebiet. Seine ineinander geschobenen Gipfel und Ketten sperren sich selbst gegenseitig die Aussicht in die Weite. Mit seinen beiderseitigen Fortsetzungen schließt er das eigentliche Hochgebirge ab. Von den nördlichen Hängen senkt der Blick sich in breiter werdende Täler, auf dem vorgelagerten Bergkloß des Merhoz noch einmal haftend. Vier volle Tagemärsche währt noch das allmähliche Ausklingen des Gebirges vom Güllichan bis zur Ebene des Urmija-Sees und ihren Ausläufern. Erst bei Sakyz werden die Wege wieder fahrbar. Zwischen diesem Ort und der Linie Kifri —Kerkuk am Westrande des Gebirges in über 200 km Luftlinie (der Entfernung Köln—Heidelberg oder Weimar—Berlin vergleichbar) nur Saumpfade, über die kein Rad je den Weg gefunden hat. Das ist ein Stück Kurdistan, der Wohnsiß eines indogermanischen Bergvolkes, das keinen Herrn über sich erkennt außer den eignen angestammten Geschlechtern.

Im Südwesten bildet etwa der Djebel Hamrin die Grenze zwischen Kurden und Arabern und damit zwischen dem per-


Übersichtsskizze
Täbris
Azerbeidjan
Urmia
(Urmija)
Urmia
See
Mijandab
Kel-i Schin Pass
Soudj-Bulak
Bukan
Mosul (Ninive)
Revandus
Persien
Sakyz
Erbil (Arbela)
Serdescht
Mirade
Baneh
Kyzyldja
Pendjwin
Kerkuk
(Kerkyra)
Sulelmanije
Senne
Türkei
Dj. Hamrin
Kifri
Tigris
Diyala
n. Hamadan
Kermanshah
Baghdad
1:4 000 000
0
50
100
150
200 Km

sischen und dem arabischen Kulturkreise. Dem ersteren gehört der vornehme Kurde an, der persisch als zweite Muttersprache spricht. In den offeneren Gegenden des Südwestens ist der Kurde mit arabischem, jenseits der Berge mit persischem Blut vielfach gemischt.

Bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein hatten sich in Senne und in Suleimanije selbständige Kurdenstaaten erhalten. Dann schoben Türken und Perser allmählich ihre Vorposten vor, erstere nach Suleimanije, letztere nach Senne und dem pittoresken Sakyz. Ihre Herrschaft, soweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, beschränkte sich auf das Weichbild der Städte. Während über dieses hinaus auf der persischen Seite infolge der schwächeren Staatsgewalt dieses mittelalterlichen Landes, infolge gleicher Kultur, gleicher Religion (die Kurden sind Schiiten) und ähnlicher Sprache das Verhältnis leidlich war und vielfache Fäden sich hinüber und herüber spannen, tobte auf türkischer Seite ein unermüdlicher erbitterter Kampf zwischen der seßhaften kurdischen Landbevölkerung und den türkischen Gendarmen. Auch im Weltkriege ruhte dieser Kampf nicht, wenn auch kurdische Stämme und Grenzbataillone gemeinsam mit den Türken ihr Land gegen die Russen verteidigten. Jeder Versuch aber, darüber hinaus und für andere Kriegsschauplätze Rekruten auszuheben, scheiterte. Immer wieder brachen die hierfür von den Türken eingefangenen freiheitsliebenden Söhne der Berge aus. Alle Vorsicht war vergebens. Gefesselt, in Trupps von 20 und 30 Mann, wurden die Rekruten in die Städte gebracht, in die Gefängnisse eingepfercht, die deutscher Soldatenhumor dafür mit dem Namen „Kriegsfreiwilligensammelstelle“ belegte. Aber selbst wenn es ausnahmsweise gelang, einen solchen Transport an die entfernte Bahn zu bringen und in verriegelten Wagen abzubefördern, rissen die Kurden die Bretter des Bodens auf und wanderten zurück in die heimatlichen Berge.

In den niederen Teilen des Gebirges hausen größere Stämme, so die zahlreichen Hamawand zwischen Kerkuk, Suleimanije und der Dijala, ein arabisch-kurdischer Mischstamm, und die räube-

rischen Djaf südöstlich von Suleimanije, halb auf türkischem, halb auf persischem Gebiet. Sie sind meist ein Gemisch von seßhaften Ackerbauern und Halbnomaden, welche im Sommer mit ihren Herden von Weide zu Weide ziehen und in der kalten Jahreszeit das Winterlager, ein ärmliches Lehmdorf, aufsuchen. Zuweilen trifft man im Sommer beim Reiten auf ein solches verlassenes Dorf. Die Mauern stehen in Ruinen, die Dächer fehlen, nichts deutet darauf, daß hier vor wenigen Monaten noch Menschen gewohnt haben. Aber die Pappelstangen, welche das Dach halten, sind in dem baumlosen Lande kostbar. Daher werden die Dächer zu Beginn der Weidezeit abgerissen, die Stangen versteckt oder mitgenommen. Zum Winter baut man die Hütten neu.

Die junge Mannschaft der Hamawand ist zu Beginn des Krieges auf türkischer Seite im Süden bis Basra, im Norden bis Täbris gekommen. Wenn Aussicht auf Beute vorhanden, sind solche Kriegsfahrten nicht unbeliebt; außerdem dienen sie dazu, den Jungmannen den Krieg zu zeigen. Auch jeßt leistete der Schech der Hamawand, Machmud Agha, mit etwa 400 Mann den Türken Heeresfolge. Auf einer Rast in den Bergen erzählte der weißbärtige Schech uns voll Stolz, wie er in jungen Jahren den türkischen Postverkehr zwischen Mosul und Bagdad für längere Zeit lahmgelegt hat, wofür die Türken ihn mit Krieg überzogen und seine Herden, den Hauptreichtum des Kurden, wegführten. Da es ihnen jedoch nicht gelang, seine Macht im Gebirge wirksam zu treffen, machten sie ihn zum Oberstleutnant und vertrauten ihm gegen ein Jahresgehalt die Sicherung der Poststraße an. Das war in der guten alten Zeit unter Abdul Hamid.

Im zerrissenen Hochgebirge ist jeder Dorfschech sein eigener freier Herr. Weitab vom Wege, an ungangbare Felsen angeklemmt, liegen die wenigen Dörfer; absichtlich sind die Spuren der vom Hauptwege zu ihnen führenden Pfade verwischt. An manchem Dorf reitet man wohl vorbei, ohne seine Lage zu ahnen. In den dichter bevölkerten persischen Vorbergen um Sakyz heben sich neben einzelnen Adeligen, die ihrem Dorfe die Selbständigkeit gewahrt haben, größere Grundherren heraus.

Die Bevölkerung ist hier seßhaft. Das Fehlen jeder Staatsgewalt hat Zustände erzeugt, die man am besten mit denen in Deutschland zur Zeit des Interregnums vergleichen kann. Zahlreiche kleine Fehden zwischen den Fürsten und Adeligen werden durch Gewalt und List oder auch durch freigewählte Vermittelung nach ritterlichem Herkommen ausgetragen. Meist verlaufen sie unblutig; man einigt sich, oder der schwächere gibt nach.

Hiernach ist es ohne weiteres klar, daß eine einheitliche Stellungnahme der Kurden zu den ihr Land streifenden kriegerischen Verwicklungen nicht möglich war. Schon die Verfeindung einzelner Personen und ganzer Familien brachte es mit sich, daß auch die Russen ihre Partei im Lande hatten, wenn auch im offenen Kampfe kein Kurde sich auf die Seite der Russen gegen die Vormacht des Islam zu stellen wagte. Daß die Türken von Räuberei nicht verschont blieben, versteht sich von selbst.

Irgendwo in den Bergen läuft die türkisch-persische Grenze. Auf der Karte ist sie zwar eingetragen, aber mehr als ideale Linie, denn als wirkliche Scheidewand der Oberhoheit. Kein Grenzstein, kein Zollhaus bezeichnet sie. Man kann nur sagen, daß Suleimanije bestimmt türkisch, Sakyz bestimmt persisch ist. Dazwischen ist Niemandsland. Die Russen, die schon lange vor dem Kriege das nördlich angrenzende Azerbeidjan als ihre Domäne anzusehen gewohnt waren, schoben sich hier systematisch auch gegen die türkische Grenze vor, ohne daß diese Bewegung bei Beginn des Krieges zum Abschluß gekommen wäre. Im russisch-japanischen Kriege hatten die Türken in aller Stille nach Baneh eine kleine Garnison gelegt, die im Balkankriege ebenso still und manchem europäischen Kabinett wohl unbekannt durch eine russische Garnison ersetzt worden war.

Die Vegetation im Hochgebirge ist dürftig. Bis zum Azmir Dagh bei Suleimanije kann man Tage lang reiten, ohne einen einzigen Baum zu finden. Auf dem Kamm dieser Bergkette beginnt urplötzlich spärlicher Baumwuchs, meist Valonea-Eichen, der sich nur an wenigen Stellen zu dem verdichtet, was wir Wald nennen würden, und auf der Kammlinie des Güllichan ebenso scharf abgeschnitten verschwindet, wie er am Azmir Dagh be-

gonnen hatte. Nach der Schneeschmelze bedeckt alles sich mit grünendem blühenden Grase, das im Juni schon zu verdorren beginnt, Maultieren, Eseln und Schafen dürftige Nahrung spendend.

In den nördlichen Ausläufern des Gebirges bei jedem Dorfe ein sorgsam gepflegter Pappelhain, der den Baustoff für die Dächer liefert. Bis in die höchsten Berge hinein einzelne Reisfelder und Weinberge, letztere wegen der heißen Sommersonne und der Grundwasserverhältnisse auf der Schattenseite der Berge angelegt. Walnuß, Apfel und Birne, Kirsche und Mandel, oft in Hainen, vervollständigen in den Vorbergen das Bild. Der Ackerbau beschränkt sich auf Gerste, Reis und etwas Weizen.

Einschneidende Bedeutung gewinnt in diesem Lande die Verpflegung der Truppen, zumal eigentliche Etappeneinrichtungen fehlen. Diese würden auch wenig nützen, da die Basis um Suleimanije selbst für den eigenen Bedarf nicht genügend Nahrung erzeugt und in friedlichen Zeiten aus Persien Verpflegung einführt. Das Hochgebirge liefert so gut wie gar nichts. Erst jenseits desselben in dem fruchtbaren Gebiet um Sakyz finden sich genügend Vorräte, die vermittels Kauf oder durch freiwillige Lieferung seitens der großen Grundherren der Ernährung der Truppen nutzbar gemacht werden können. Sehr störend ist dabei jedoch, daß beim Herannahen der Truppe die Landbevölkerung ihre dürftigen Wohnstätten verläßt und mit ihrem Vieh schwer auffindbare Schlupfwinkel im Gebirge aufsucht. Viel Hausrat hat der Kurde nicht mitzunehmen, einige Matten und Decken, ein Paar Holzschüsseln und einen Holzlöffel. Den Besitz einer Familie trägt eine dürftige Kuh bequem auf ihrem Rücken. Erst die Aussicht auf bares Geld oder die Einwirkung der Grundherren bringen den kurdischen Bauern wieder in sein Dorf zurück, das er jedoch beim ersten Anzeichen einer russischen Offensive wieder verläßt, so daß gerade in kritischen Zeiten die Verpflegung stockt.

Im Sommer herrscht ewige Sonne. Auch die Nächte sind keineswegs kalt. Nachdem im September die ersten spärlichen Wolken sich um die höchsten Berggipfel lagerten, bringt im

Hochgebirge meist der November schon einige Niederschläge. In den Vorbergen setzt der Regen später, manchmal erst Ende Dezember, dann aber mit elementarer Gewalt, ein. Die Tragtiere brechen unter den das Regenwasser aufsaugenden Lasten zusammen und können daher nur ganz leicht beladen werden. Gleichzeitig bedeckt das Hochgebirge sich mit einer zwei bis drei Meter dicken, in den Schluchten und Pässen noch mächtigeren Schneedecke, die jeden Verkehr, geschweige denn militärische Operationen, auf viele Monate unmöglich macht und im März rasch schmilzt, die zahlreichen, im Sommer fast oder ganz trockenen Flußbette in reißende Ströme verwandelnd. Erst nachdem die Wasser sich verlaufen haben, werden wieder militärische Operationen möglich.

DER BEGINN DER OPERATIONEN

Die Suleimanije-Gruppe bestand aus dem anatolischen Infanterie-Regiment Nr. 37 mit zwei Maschinengewehren, einer weiteren selbständigen Kompagnie, einem kurdischen Grenzbataillon, 4 veralteten Gebirgsgeschützen und etwa 20 türkischen Reitern. Vollwertig war nur die anatolische Infanterie, etwa 1500 Gewehre stark. Die Geschütze, von denen ein Teil meist in Reparatur war, hatten eine Reichweite von 4200 Metern und konnten nur über Aufsatz und Korn feuern, waren also der russischen Feldartillerie, die wir später in dem wieder fahrbaren Gelände jenseits der Berge trafen, und die bis 7500 Meter schoß, durchaus unterlegen, so daß sie als nennenswerter Faktor nicht in Rechnung gestellt werden konnten. Sie wirkten durch ihre „Kanonenschläge" moralisch auf die eigene Infanterie und waren im übrigen ein Ballast.

Verstärkt wurde diese Truppe durch die zum „Heiligen Krieg" aufgerufenen kurdischen Freiwilligen, mit Ausnahme einzelner persönlich tapferer Männer ohne Gefechtswert. Der Vorteil, sie auf unserer Seite zu haben, bestand darin, daß sie beim Vormarsch unsere Bewegungen verschleierten, durch ihre Anwesenheit an bestimmten Punkten den Nachweis erbrachten, daß der Feind dort nicht gleichzeitig sein konnte, und im Gefecht durch

sorgloses Herumreiten auf den Höhen das Feuer der feindlichen Artillerie von der Infanterie ablenkten und auf sich und den Regimentsstab zogen, bei dem sie sich stets in besonders dichten Haufen aufhielten, angeblich um „Befehle" einzuholen. Ihre Stärke wechselte, je nachdem die Plünderung eines Gefechtsfeldes oder ein Rückzug bevorstand. In ersterem Falle waren es einige Tausend, in letzterem einige Dutzend. Nach und nach verloren sie sich, einmal weil sie in ihrer Hoffnung auf reiche Beute getäuscht waren, zweitens weil sie von den Türken keinerlei Bezahlung erhielten und für einige Ausgaben, z. B. Hufbeschlag, noch Geld zusetzen mußten. Anfangs versuchten die Türken sie zu organisieren und besonders zur Sicherung und Aufklärung zu benutzen. Dies scheiterte an ihrer Wehrverfassung, die ein getreues Abbild ihrer politischen Verhältnisse ist und sich etwa mit dem alten deutschen Heerbann vergleichen läßt, nur daß letzterem doch ganz andere kriegerische Eigenschaften innewohnten. Jeder kurdische Edelmann, mochte er nun mit 20 oder mit drei Reitern oder auch nur mit einem einzigen Diener zu Fuß den Türken Heeresfolge leisten, war sein eigener General, der nur von dem Oberbefehlshaber selbst Befehle entgegennahm, die er nach Belieben ausführte — oder auch nicht ausführte. Auch der einer heiligen Familie entstammende Schech Machmud, der in Kurdistan eine geradezu abgöttische Verehrung genießt, und dem das kurdische Aufgebot einige Zeit nominell unterstellt war, konnte die einzelnen Gruppen und Grüppchen nicht zu einheitlichem Handeln zusammenfassen. Eine stärkere geschlossene Macht bildeten nur die Hamawand unter Machmud Agha, nicht zu verwechseln mit dem vorgenannten Schech Machmud.

Am Abend meiner Ankunft in Kifri war ich von diesem Orte weiter marschiert und erreichte mit Bachmann auf dem kürzesten, wenn auch sehr beschwerlichen Wege am 20. Juli die Suleimanije-Gruppe, welche inzwischen bis Baneh vorgegangen war. Die Russen hatten den Ort und den Güllichan nordöstlich davon kampflos geräumt. Auf dem Paß standen türkische Vorposten. Lange Züge von Einwohnern, die vor den Russen in die Berge geflohen waren, kehrten in ihre Dörfer zurück. In dem Talkessel

von Baneh das Türkenlager, mit seinen weißen Spitzzelten an alte Stiche erinnernd. Ich melde mich bei dem Kommandeur, Oberstleutnant Abbas Bey, der nur türkisch spricht. Sein Adjutant, Oberleutnant Djemal Effendi, ein frischer passionierter Offizier, kann sich französisch verständigen. Nach einer kleinen Verlegenheitspause kommt die Frage: „Haben Sie Geld?“ — Alhamdulilallah! (Gott sei Dank!) Ich habe etwas, wenn auch zunächst nicht viel, nur zwei Kisten persische Silberkrans (1 Kran = 40 Pf.) in vollwertigem Metall. Das mir zur Verfügung stehende Geld sollte neben dem Unterhalt der in deutschem Solde stehenden Mudjahids auch der Verpflegung der türkischen Truppen in Persien dienen. Der Verpflegungsoffizier des Regiments erhielt also einen angemessenen Vorschuß. Es gelang ihm damit, für die hungernden Pferde wenigstens etwas Gerste zu beschaffen. Die Türken selbst verfügten nur über Papiergeld, das von niemand genommen wurde und daher wertlos war.

Abbas Bey machte einen ruhigen sympathischen Eindruck. Durchschnittlich begabt, genügsam und anspruchslos, war er durch und durch Soldat, der überall selbst nach dem Rechten sah, und dem kein Ritt zu den Vorposten und zu persönlicher Erkundung zu viel war. Wenn in schwieriger Lage operative und taktische Erwägungen nichts mehr fruchteten, konnte ein Hinweis auf die einfache Soldatenehre ihn immer noch zum Ausharren bewegen. Untadelig war sein persönlicher Mut. Mit großer Ruhe leitete er die Truppe im Gefecht. Mein Verhältnis zu ihm war durchaus harmonisch, ja herzlich.

Ein am 21. Juli ausgeführter Erkundungsritt auf den Güllichan Dagh ließ beim Dorfe Mirade, einen Tagemarsch nordöstlich Baneh, schwache russische Posten erkennen. Am 22. sollte der Vormarsch auf Mirade angetreten werden — vorausgesetzt, daß die Verpflegung eintraf, welche am 21. von allen Tieren des Trosses aus dem einen Tagemarsch rückwärts liegenden Bistan geholt werden sollte. Dort befand sich unter der Aufsicht des Regimentsgeistlichen ein kleines Magazin. Am Abend kehrten die Tiere mit einer dreitägigen Verpflegung zurück, das heißt mit drei Handvoll ungemahlener Gerste für jeden Mann. Für

weiteren geregelten Nachschub fehlten sowohl die Vorräte, wie die Transportmittel. Bis Sakyz, wo man hoffen durfte, wieder Verpflegung zu finden, waren zwei Tagemärsche. Blieb also eine eintägige Reserve. Setzte der Russe sich mit Erfolg zur Wehr, oder fand man in Sakyz nicht sofort Verpflegung, dann mußte man hungernd über das Gebirge zurück.

Am 22. Juli wurde Mirade erreicht, das bei Ankunft der Infanterie schon von Machmud Agha mit seinen Hamawand besetzt war. Die Russen waren kampflos auf Sakyz ausgewichen. Am 23. wurde der Vormarsch auf Sakyz fortgesetzt. Bei diesem Orte trat die Vorhut in ein Gefecht mit schwacher russischer Kavallerie, die bald nach Norden abzog, verfolgt von den Hamawand. In kurzem Galopp geht der Stamm vor, über abschüssigen Fels hinweg, an der Spitze der weißbärtige Schech, ein farbenprächtiges Bild; hell tönen die kleinen hölzernen Kesselpauken, die nationale Kriegsmusik der Kurden; junge Fohlen springen lustig an der Seite der Mutterstute. Das Feuer russischer Posten setzte natürlich dieser Art von Verfolgung bald ein Ziel.

Am 24. Juli verzehrt die Truppe ihre letzten Vorräte. — Sakyz ist ausgestorben, der Bazar geschlossen, mit Ausnahme eines einsamen Verkäufers unreifer Kirschen. Abbas Bey hat sein Zelt außerhalb des Ortes aufgeschlagen, um dort nach alter patriarchalischer Sitte jeden zu empfangen, der ein Anliegen hat. Kurdische Scheche kommen und gehen, rassige Gestalten darunter. Zwischendurch werden die militärischen und Verwaltungsangelegenheiten erledigt. Armseliges zerlumptes Volk drängt sich herzu und führt Klage gegen die Djaf, welche sich den Abzug der Russen zunutze gemacht hatten, um einige Dörfer zu überfallen und das Vieh zu rauben. Abbas Bey befiehlt für den folgenden Tag eine Strafexpedition gegen die Räuber. Ein blinder Lärm vom Anmarsch einer stärkeren russischen Truppe gegen die rechte Flanke veranlaßt einen Erkundungsritt des Stabes zu den Vorposten, die auf steilen Höhen nördlich und nordöstlich der Stadt stehen. So vergeht der Tag.

Morgen, am 25., hoffen wir die Verpflegung regeln zu können. Am 26. soll der Vormarsch nach dem nördlich gelegenen Bukan,

wohin die Russen zurückgegangen sind, fortgesetzt werden. Dort wollen wir zunächst stehenbleiben. Einerseits befinden wir uns nahe genug an Miandab, um der 4. Division im richtigen Zeitpunkt die Hand zu reichen und ihren Vormarsch zu erleichtern, andererseits können wir, ohne jede Kenntnis über die Lage bei dieser Division, allein nicht weiter vorgehen, da wir sonst Gefahr laufen, in ungünstigem Gelände mit offenen Flanken von überlegenen Russen angegriffen zu werden.

Am 25. Juli im Zelt des Kommandeurs dasselbe Bild, wie tags zuvor, nur noch bunter und wechselvoller. Mollahs der beraubten Dörfer, sorgfältig gekleidet, weißer Turban, lange weiße Bärte, schmale gepflegte Aristokratenhände, beim Eintritt jeder ein Bild ehrfuchtgebietender Würde. Ihnen gegenüber Schechs der Djaf, welche zweifellos die Räuber kennen, vielleicht selbst mitgeraubt haben. Die Mollahs klagen an. Immer hitziger werden ihre Worte gegenüber den vornehme Ruhe bewahrenden Schechs; heftig wackeln die langen Bärte bei der lebhaften Rede; der Nimbus des Ehrwürdigen schwindet. Abbas Bey nimmt jedoch die Räubereien sehr ernst. Fast unter den Augen seiner Truppen begangen, gelten sie ihm als eine Beleidigung türkischer Ehre.

Der Vormarsch wird verschoben, da die von Schech Machmud geführte Strafexpedition nicht rechtzeitig zurückkehrt. Die größtenteils gewarnten Räuber waren bis Senne geflohen, so daß es einer längeren Verfolgung bedurfte. Trotzdem entkamen die Haupttäter. Erst am 26. Juli kehrt Schech Machmud zurück mit gewaltigen Herden geraubten Viehes und 19 Gefangenen, darunter einem Schech. Orientalische Gerichtsszene. Die Räuber sitzen im Kreise auf der Erde, bewacht von türkischen Soldaten. Um sie drängt sich das Volk. Einzeln werden die Gefangenen vorgeführt und dem Volke gezeigt, das durch Zuruf Schuld oder Unschuld feststellt. So werden in wenigen Minuten 15 Räuber überführt und auf Befehl Abbas Beys auf der Stelle erschossen, trotz des dramatischen Einspruches der kurdischen Schechs, aber zur großen Befriedigung des Volkes. Dem gefangenen Schech kann oder will die Bevölkerung nichts nachweisen. Er erhält mit seinem Diener Waffen und Freiheit zurück.

DIE GEFECHTE BEI BUKAN UND TURKMANKENDI

27.—31. Juli.

Am 27. Juli bei Tagesgrauen beginnt der Vormarsch nach Norden, mit dem I. und II. Bataillon auf dem Hauptwege, je ein Bataillon mit irregulären Kurden rechts (III.) und links (Grenzer) in den Bergen. Abbas Bey hatte diese entfaltete Form gewählt, weil er, den Kurden mißtrauend, für seine Flanken fürchtete.

Von dem westlichen Ausläufer des Bedjin Gazar erblicken wir auf gegenüberliegenden Höhen die russische Stellung, durch einzelne Schützenlöcher und Steinpackungen scharf erkennbar, etwa 8 km breit und beiderseits an Täler angelehnt. Zwischen uns und der Stellung eine etwa 5 km breite wellige Niederung. Links vorwärts, am Felskloß des Toalaka vorbei, geht das kurdische Grenzbataillon in regellosem Haufen, Allah! Allah! rufend, im Tal von Bukan gegen den russischen Westflügel vor. Eben ist noch Zeit, es von vereinzeltem Angriff zurückzuhalten, der selbstverständlich gegenüber der guten mit Maschinengewehren bestückten Stellung zu einem unliebsamen Rückschlage geführt hätte. In der Front schieben sich schwache türkische Posten vor; eine russische Schwadron geht, wie auf dem Exerzierplatze manövrierend, langsam auf die eigenen Linien zurück.

Um Mittag stehen die Türken entfaltet in der Linie Höhen nördlich Tubut—Toalaka, 5 km von der russischen Stellung entfernt. Die beiden vorhandenen Geschütze sind bei Kerise in Stellung gebracht und eröffnen das Feuer, werden aber nach wenigen Schüssen von der russischen Artillerie zum Schweigen gebracht. Das Herabsteigen der Truppen von den Höhen hatte in Sicht der Russen erfolgen müssen, so daß diese über unsere Zahl und Verteilung genau unterrichtet sind. Der breite Vormarsch rächt sich jetzt; man war frontal auf den Feind geplatzt und hatte nur noch geringe Möglichkeit zu seitlicher Verschiebung.

Karten besaßen wir überhaupt nicht. Sie entstanden erst während des Marsches in Form von Routenaufnahmen, die Bachmann während des Reitens mit großem Geschick anfertigte. Für das Gefecht mußte die persönliche Erkundung die Karte ersetzen. Der Stab begab sich hierzu nach dem rechten Flügel in die vordere Linie. Von hier beobachteten wir feindliche Kavallerie, mindestens drei Schwadronen, welche von Agbulag nach Südosten rechts umfassend vorgingen und hinter dem Bedjin Gazar in unserer Flanke verschwunden, der darauf von einer türkischen Kompagnie besetzt wurde. Der Stab erklomm zur besseren Übersicht nach Osten eine der Felsnasen des Bedjin Gazar nordöstlich Tubut, begleitet von zahlreichen Kurden, die bald das Feuer der feindlichen Artillerie anlockten

Die Unklarheit auf dem rechten Flügel zwang zum Aufschieben des Angriffes, der anfangs schon für denselben Tag geplant war. Für die Nacht wurde eine geringe Rechtsschiebung der Truppen und für den folgenden Morgen der Beginn des rein frontalen Angriffes angeordnet. Das Grenzbataillon kam als Reserve hinter die Mitte. Mit der drohenden Rechtsumfassung fand Abbas Bey sich durch Besetzung des Bedjin Gazar mit schwachen Posten und irregulären Kurden ab. Auch die am Abend einlaufende Meldung, daß zwei feindliche Schwadronen bereits in unserem Rücken seien, und vereinzelt von dort hörbare Schüsse, änderten seinen Entschluß nicht.

Als der Stab am 28. Juli um 4 Uhr 30 Min. früh seinen gestrigen Luginstand erreichte, sah man das in der Mitte befindliche I. Bataillon bereits im flotten Vorgehen, während links das II. Bataillon in sehr methodischer Art erst um 5 Uhr morgens den Angriff begann, bereits auf 4 km vom Feinde mit wechselseitigem, sprungweisem Vorgehen einsetzend. Auf dem rechten Flügel trat das III. Bataillon noch später und nur zögernd zum Angriff an, vielleicht durch Ereignisse in der rechten Flanke veranlaßt, die vom Stabe aus nicht übersehen werden konnten. Dort hatte befehlsgemäß das kurdische Aufgebot seinen Platz. Es behauptete später, einen lebhaften Feuerkampf mit starker

DIE GEFECHTE BEI BUKAN UND TURKMANKENDI

27.—31. Juli.

Am 27. Juli bei Tagesgrauen beginnt der Vormarsch nach Norden, mit dem I. und II. Bataillon auf dem Hauptwege, je ein Bataillon mit irregulären Kurden rechts (III.) und links (Grenzer) in den Bergen. Abbas Bey hatte diese entfaltete Form gewählt, weil er, den Kurden mißtrauend, für seine Flanken fürchtete.

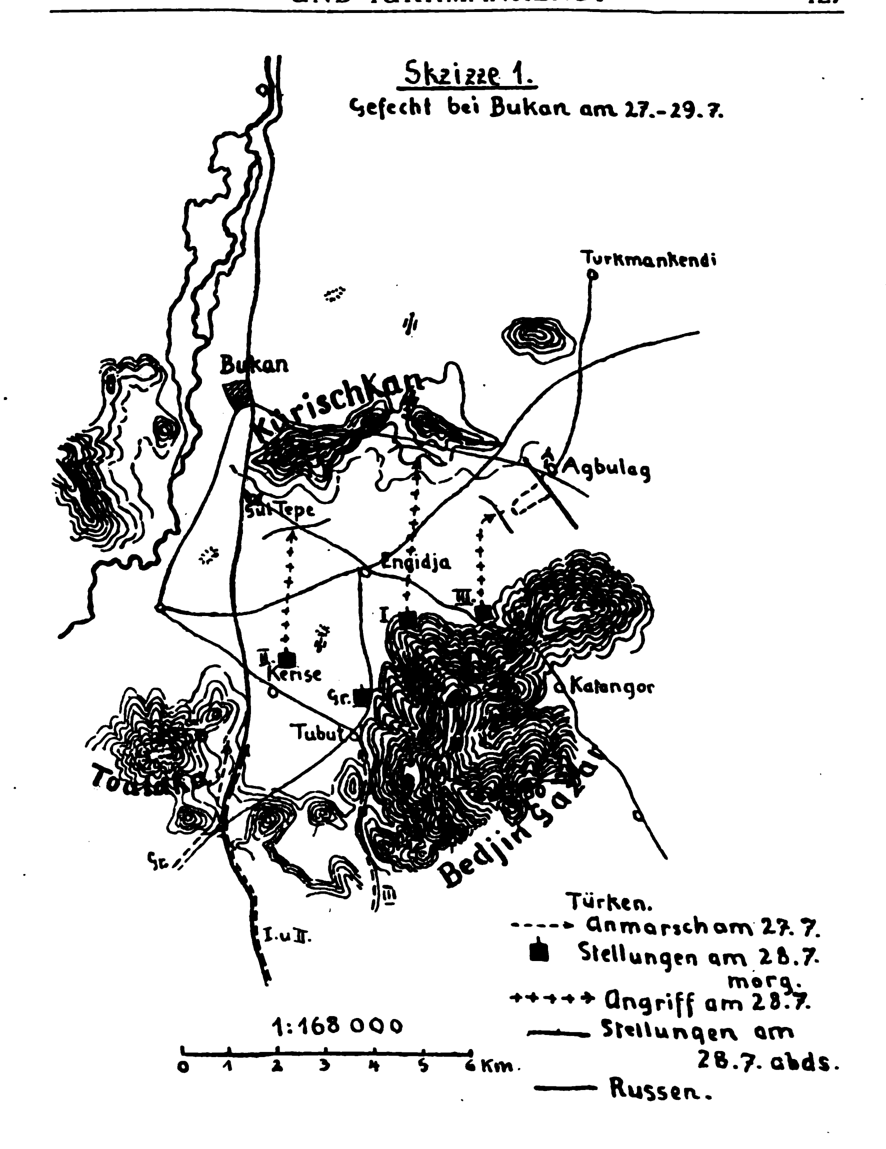
Von dem westlichen Ausläufer des Bedjin Gazar erblicken wir auf gegenüberliegenden Höhen die russische Stellung, durch einzelne Schützenlöcher und Steinpackungen scharf erkennbar, etwa 8 km breit und beiderseits an Täler angelehnt. Zwischen uns und der Stellung eine etwa 5 km breite wellige Niederung. Links vorwärts, am Felskloß des Toalaka vorbei, geht das kurdische Grenzbataillon in regellosem Haufen, Allah! Allah! rufend, im Tal von Bukan gegen den russischen Westflügel vor. Eben ist noch Zeit, es von vereinzeltem Angriff zurückzuhalten, der selbstverständlich gegenüber der guten mit Maschinengewehren bestückten Stellung zu einem unliebsamen Rückschlage geführt hätte. In der Front schieben sich schwache türkische Posten vor; eine russische Schwadron geht, wie auf dem Exerzierplatze manövrierend, langsam auf die eigenen Linien zurück.

Um Mittag stehen die Türken entfaltet in der Linie Höhen nördlich Tubut—Toalaka, 5 km von der russischen Stellung entfernt. Die beiden vorhandenen Geschütze sind bei Kerise in Stellung gebracht und eröffnen das Feuer, werden aber nach wenigen Schüssen von der russischen Artillerie zum Schweigen gebracht. Das Herabsteigen der Truppen von den Höhen hatte in Sicht der Russen erfolgen müssen, so daß diese über unsere Zahl und Verteilung genau unterrichtet sind. Der breite Vormarsch rächt sich jetzt; man war frontal auf den Feind geplatzt und hatte nur noch geringe Möglichkeit zu seitlicher Verschiebung.

Karten besaßen wir überhaupt nicht. Sie entstanden erst während des Marsches in Form von Routenaufnahmen, die Bachmann während des Reitens mit großem Geschick anfertigte. Für das Gefecht mußte die persönliche Erkundung die Karte ersetzen. Der Stab begab sich hierzu nach dem rechten Flügel in die vordere Linie. Von hier beobachteten wir feindliche Kavallerie, mindestens drei Schwadronen, welche von Agbulag nach Südosten rechts umfassend vorgingen und hinter dem Bedjin Gazar in unserer Flanke verschwunden, der darauf von einer türkischen Kompagnie besetzt wurde. Der Stab erklomm zur besseren Übersicht nach Osten eine der Felsnasen des Bedjin Gazar nordöstlich Tubut, begleitet von zahlreichen Kurden, die bald das Feuer der feindlichen Artillerie anlockten

Die Unklarheit auf dem rechten Flügel zwang zum Aufschieben des Angriffes, der anfangs schon für denselben Tag geplant war. Für die Nacht wurde eine geringe Rechtsschiebung der Truppen und für den folgenden Morgen der Beginn des rein frontalen Angriffes angeordnet. Das Grenzbataillon kam als Reserve hinter die Mitte. Mit der drohenden Rechtsumfassung fand Abbas Bey sich durch Besetzung des Bedjin Gazar mit schwachen Posten und irregulären Kurden ab. Auch die am Abend einlaufende Meldung, daß zwei feindliche Schwadronen bereits in unserem Rücken seien, und vereinzelt von dort hörbare Schüsse, änderten seinen Entschluß nicht.

Als der Stab am 28. Juli um 4 Uhr 30 Min. früh seinen gestrigen Luginstand erreichte, sah man das in der Mitte befindliche I. Bataillon bereits im flotten Vorgehen, während links das II. Bataillon in sehr methodischer Art erst um 5 Uhr morgens den Angriff begann, bereits auf 4 km vom Feinde mit wechselseitigem, sprungweisem Vorgehen einsetzend. Auf dem rechten Flügel trat das III. Bataillon noch später und nur zögernd zum Angriff an, vielleicht durch Ereignisse in der rechten Flanke veranlaßt, die vom Stabe aus nicht übersehen werden konnten. Dort hatte befehlsgemäß das kurdische Aufgebot seinen Platz. Es behauptete später, einen lebhaften Feuerkampf mit starker


Skizze 1.
Gefecht bei Bukan am 27.-29.7.
Turkmankendi
Bukan
Agbulag
Sul Tepe
Engidja
Kerise
Katangor
Tubut
Gr.
I.
II.
III.
I. u II.
Türken.
Anmarsch am 27.7.
Stellungen am 28.7. morg.
Angriff am 28.7.
Stellungen am 28.7. abds.
Russen.
1:168 000
0 1 2 3 4 5 6 Km.

russischer Kavallerie geführt zu haben. Solch ein kurdischer Feuerkampf ist etwas recht ungefährliches; er besteht darin, daß die Kurden, sobald der Feind sich zeigt, auf 4 km und mehr ihre Munition verschießen. Läßt der Feind sich dadurch einschüchtern, dann ist es gut; wenn nicht, dann geht der Kurde in dem stolzen Gefühl, durch Verknallen seiner letzten Patrone seine Pflicht getan zu haben, infolge Munitionsmangels zurück. Möglich ist es immerhin, daß hier die Russen durch das Feuer, welches ihnen überall aus dem ausgedehnten und zerrissenen Gebirgsstock des Bedjin Gazar entgegenschlug, sich einschüchtern ließen.

Durch das ungleichmäßige Vorgehen der Anatolier ergab sich das Bild eines keilförmigen Angriffs, dessen Mitte schon auf nahe Entfernung am Feinde war, während die Flanken noch weit abhingen.

Der Feind hatte offenbar mit einem frontalen Angriff über die 5 km breite, überall eingesehene Fläche nicht gerechnet; er hielt ihn wohl für undurchführbar. Möglich auch, daß unsere mehrfachen Rechtsschiebungen am Tage zuvor, besonders die sichtbar starke Besetzung des Bedjin Gazar durch die irregulären Kurden ihn in dieser Ansicht bestärkten. Jedenfalls ließ er das Vorgehen des I. Bataillons zunächst ganz unbehelligt und eröffnete hier erst auf nahe Entfernung das Feuer, während das später vorgehende II. Bataillon schon auf weite Entfernung unter sehr starkem Schützen- und Maschinengewehrfeuer lag. Man sieht also, daß methodisches Vorgehen keineswegs immer Vorteil bringt. Diesem Bataillon gegenüber hatte der Feind auch das bastionsartig aus der Stellung herausspringende Dorf Gül Tepe mit Schützen und Maschinengewehren besetzt. Feindliche Artillerie begann erst zu feuern, als beide Bataillone schon auf nahe Entfernung in dem steil von oben kommenden Infanteriefeuer zum Stehen gekommen waren. Das zuletzt vorgehende III. Bataillon erhielt von Anfang an Artilleriefeuer. Der links an Agbulag vorbei angesetzte Angriff dieses Bataillons kam zudem in die Umfassung einer aus dem Dorfe Agbulag heraus sich entwickelnden Abteilung, mindestens drei Schwadronen

mit einem Geschütz, welche zum Gegenangriff vorgingen und das Bataillon zur Bildung eines Defensivhakens zwangen.

Infolge dieses Gegenangriffs wurde das Grenzbataillon hinter den rechten Flügel gezogen. In wildem, ungeordnetem Haufen führte es die Bewegung aus, das heftige feindliche Artilleriefeuer trotz erheblicher Verluste brav aushaltend. Eingesetzt wurde es zunächst nicht. Die feindliche Agbulag-Gruppe ging, nachdem ihr Gegenangriff in dem Feuer der Anatolier zusammengebrochen war, zurück und verlängerte den russischen Ostflügel frontal, derart, daß der äußerste erkennbare Flügel jetzt bei Agbulag stand.

Gegen Mittag war das Gefecht auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen. Nur die russische Artillerie unterhielt den ganzen Tag über ein langsames Feuer.

Um 2 Uhr 30 Min. nachmittags faßte Abbas Bey den angesichts der Lage unbedingt zu billigenden Entschluß, den bei Tage zweifellos sehr verlustreichen Sturm bis zum Tagesanbruch des 29. Juli zu verschieben.

Der Stab blieb bis zum Abend auf seiner Beobachtungshöhe. Hier suchte uns am Nachmittage der greise Salich Pascha auf, ein vornehmer Grundherr, dem zahlreiche Dörfer der Umgebung untertan sind. Wir befanden uns auf seinem Grund und Boden, und er übte nur eine selbstverständliche Pflicht der Gastfreundschaft aus, wenn er nicht nur den Stab, sondern auch die ganzen Truppen während des Kampfes und der folgenden Tage unentgeltlich verpflegte. Er nahm auch im weiteren Verlauf an den wechselvollen Kriegszügen im Gefolge des Stabes teil und hat sich als treuer Freund der türkischen Sache erwiesen.

Der Sturm sollte am 30. Juli um 4 Uhr morgens stattfinden. Bereits um 2 Uhr 30 Min. morgens hörten wir in unseren Zelten heftiges Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, das bis 3 Uhr 30 Min. anhielt. Schnell waren wir auf den Pferden und ritten nach vorn. Um 4 Uhr morgens im ersten schwachen Morgendämmern, erreichten uns fast gleichzeitig die Meldungen des I. Bataillons, daß der Sturm gelungen sei, und des Kurden-

führers Schech Machmud, daß er keine Munition und keine Verpflegung habe und daher nicht angreifen könne. Der tapfere Kommandeur des I. Bataillons, Hauptmann Refat, hatte die befohlene Zeit nicht abgewartet, sondern schon 1½ Stunden früher an der Spitze seines Bataillons die feindlichen Stellungen erstürmt. Die anderen beiden Bataillone hatten sich angeschlossen, so daß um 3 Uhr 30 Min. morgens die gesamte russische Stellung in unserer Hand war. Auf dem Kürischkan, südöstlich Bukan, waren zwei Maschinengewehre mit allem Zubehör, reichlicher Munition und fünf daneben stehenden Tragtieren in unsere Hände gefallen, für uns ein sehr willkommener Kräftezuwachs. Ein weiteres Maschinengewehr wurde später noch auf dem Gefechtsfelde gefunden, so daß der Feind von seinen sechs Maschinengewehren die Hälfte eingebüßt hatte. Einen besonders glücklichen Fang machten wir noch in Gestalt einer (einzigen) Karte 1 : 84 000, die freilich nach Süden nur bis halbwegs Sakys reichte.

Der Feind, eine Kavallerie-Brigade mit einem Bataillon, einer Landwehr-Druschine, zwei Feldgeschützen und vier Gebirgsgeschützen, zog nach Norden ab. Unmittelbar nach dem Erfolg ergossen die überall wieder auftauchenden Kurden sich plündernd über das Schlachtfeld. Groß war ihre Beute nicht, einige Waffen, etwas Munition und Bekleidung. Ein Kurde hatte einen besonders glücklichen Fund getan in Gestalt eines vollständig gefüllten Maschinengewehrgurtes, den er in endlosen Windungen um den Leib geschlungen hatte; wenn er auch die Patronen in seinem Gewehr nicht verwenden konnte, so machte er doch einen sehr kriegerischen, angsterweckenden Eindruck und wurde von seinen Kameraden beneidet.

Ein schöner Erfolg war errungen, noch schöner dadurch, daß zum ersten Male in diesen Gegenden die bis dahin als unüberwindlich angesehenen Russen in offenem Kampfe geschlagen waren. Von weither kamen die Großen des Landes, um den Türken ihre Ehrerbietung zu zeigen. Die geflohenen Einwohner kehrten in ihre Dörfer zurück.

*

Am 31. Juli, um 2 Uhr 30 Min. morgens, weckt uns lustiges Gewehrfeuer. Als um 4 Uhr auch Kanonen mitreden, reiten wir aus unserem Lager bei Engidja zur Erkundung in die vordere Linie. Eine vor der Mitte der Front auf einer kleinen Felskuppe stehende Vorpostenkompagnie war bei Nacht angegriffen worden und auf die Hauptstellung zurückgegangen. Vor der ganzen Front russische Schüßen, dahinter, offen aufgefahren, die Artillerie; hatte sie doch von unseren Kanonen nichts zu fürchten. Auf der geräumten Vorpostenhöhe, unserem Stabe auf 1700 m (mit dem Entfernungsmesser festgestellt) gegenüber, der russische Führer, General Nasarow, mit seiner Kommandoflagge. Im Manöver würde man so etwas wahrscheinlich unkriegsgemäß genannt haben.

Während die Russen in der Front nur zögernd vorgehen, führen sie einen starken, von ihrer Artillerie gut unterstüßten Angriff gegen einen dem rechten Flügel unserer Stellung auf 1½ km vorgelagerten Felskloß bei dem Dorfe Turkmankendi, auf dem eine weitere türkische Vorpostenkompagnie in dünner breiter Linie eingenistet ist. Die mit ihrer persischen Löwenfahne unter Ibrahim Bey inzwischen eingetroffene 1. Mudjahid-Schwadron wird unter Führung von Leutnant Bachmann zur Umgehung des russischen Ostflügels angeseßt. Stunden vergehen. Inzwischen kommt der feindliche Angriff, östlich von Turkmankendi immer weiter herumfassend, näher und näher an unsere Vorpostenkompagnie heran, die sich tapfer hält. Plößlich schlagen von einer Höhe weit im Osten die Geschosse der Bachmannschen Mudjahids in die Handpferde der abgesessenen russischen Kavallerie, welche fluchtartig zurückgeht, verfolgt von den Mudjahids. Nun gibt der russische Führer den Befehl zum allgemeinen Rückzuge. Erst jeßt sehen wir, wie stark der uns gegenüber stehende Feind gewesen war. Er hatte erhebliche Verstärkungen erhalten, wahrscheinlich eine weitere Kavallerie-Brigade.

Stundenweit bis in die fernen Berge konnte man den Abzug des Feindes, das Vorgehen unserer Mudjahids verfolgen. Der Erfolg war dem gelungenen Eingreifen der 100 Mudjahids zu

danken, ein schönes Beispiel dafür, wie auch in diesem Weltkriege eine kleine Truppe, geschickt eingesetzt, zur Geltung kommen kann.

Am Nachmittag des 1. August traf auch die 2. Mudjahids-Schwadron ein.

DAS ZWEITE GEFECHT BEI BUKAN

8. August.

Der Vormarsch von Sakyz war eine selbständige Tat Abbas Beys gewesen. Nach der Anordnung Halils sollte er zunächst bei Sakyz stehenbleiben. Diese Weisung stand zweifellos im Gegensatz zu der mir mündlich mitgegebenen Orientierung, welcher der Vorstoß auf Bukan durchaus entsprach. Der Grund des Gegensatzes zwischen beiden Weisungen ließ sich nicht aufklären, da wir während des ganzen Sommerfeldzuges nicht eine einzige Mitteilung erhielten, die deutschen Führungsgrundsätzen entsprach. Man glaubte im Kommando der 6. Armee, diese 14 Tagemärsche entfernte Gruppe, die sogar zeitweilig bis zu 4 Tagemärschen vom Endpunkt des Telegraphen entfernt war, mit einfachen Befehlen lenken zu können, so wie man etwa eine auf Rufweite stehende Kompagnie leitet. Selbstverständlich mußte jeder derartige Befehl, der Bagdad in dem Augenblick verließ, wo er in Kurdistan hätte eintreffen müssen, zu spät kommen. Meine durch Vermittlung des in Bagdad befindlichen Majors v. Kiesling immer wiederholten Bitten nach einer Orientierung über die Lage bei unseren Nachbarn verhallten. Daß die Folgen einer so verkehrten Befehlsgebung nicht verhängnisvoll für uns wurden, ist das Verdienst Abbas Beys, der sich in allen Lagen als ruhiger und besonnener Führer zeigte.

Von der 4. Division, die wir längst im Vormarsch auf Mijandab annehmen mußten, gelangte keine Mitteilung zu uns. Aus der Tatsache, daß die Russen sich am 31. Juli uns gegenüber verstärken konnten, mußten wir jedoch schließen, daß diese Division noch nicht soweit war, wie wir gehofft hatten. Diese Ungewißheit erschwerte unsere Lage bei Bukan. Es kam hinzu,



daß Abbas Bey wegen seines selbständigen Vorgehens auf Bukan einen Rüffel erhielt, und daß am 5. August der erneute Befehl eintraf, nicht über Sakyz hinauszugehen, wie alle Armeebefehle ohne Hinweis auf die Gründe hierfür. Abbas Bey blieb fest. Er meldete, daß er bei Bukan stehen bleibe, einmal, um der 4. Division so nahe wie möglich zu sein, ferner, weil wir in Sakyz nur eine taktisch ungünstige Flankenstellung einnehmen konnten, bei der unsere Verbindungslinie auf Suleimanije in der Flanke lag.

Mit einem neuen feindlichen Angriff unter Heranziehung weiterer Verstärkungen mußten wir rechnen. Da die Russen sich in der Front eben blutige Nasen geholt hatten, lag es nahe, daß sie das nächste Mal noch mehr Wert auf die Flanken legen würden. In Voraussicht dessen wurde die Front mit nur zwei Bataillonen besetzt, die in 8 km Breite eine recht dünne Linie bildeten, so daß wir über eine starke Reserve verfügten.

Die täglich einlaufenden unkontrollierbaren Kurdenmeldungen über Auftreten starken Feindes mal in der rechten, mal in der linken Flanke, mal in beiden zugleich, halten uns in Atem und verdichten sich besonders am 6. und 7. August zu genaueren Angaben. Am Morgen des 8. August bringt eine Meldung der türkischen Vorposten über den Anmarsch des Feindes gegen die Front den Stab wieder auf den Kürischkan in die Schützenlinie. Vor der ganzen Front verteilt, sind zunächst nur schwache Schützengruppen sichtbar, die sich in achtungsvoller Entfernung halten, alles in allem etwa ein Kavallerie-Regiment. Um 9 Uhr 30 Min. vorm. steigen starke feindliche Kolonnen von den Höhen am Horizont — nach der erbeuteten russischen Karte etwa 15 km entfernt — gegen unsere Front und rechte Flanke herab, fast dieselben Wege wählend, auf denen sie am 1. August abgezogen waren. Deutlich zählt man 3 Kavallerie-Regimenter und zwei Bataillone. Dieser Anmarsch des Feindes, das Verschwinden und Wiederauftauchen der Kolonnen im Gelände, die erste Schützenentwicklung, das Vorgehen der Schützen, ihr Einrichten in der Stellung, das Auffahren der Artillerie, das Mündungsfeuer jedes einzelnen Schusses, alles das entwickelt sich

vor unseren Augen, ein im Kriege selten geschautes militärisches Bild. Wir haben es also bisher mit unserem alten Feinde vom Tage von Turkmankendi am 31. Juli zu tun. Es ist kaum anzunehmen, daß diese Kräfte allein den damals mißglückten Versuch, uns anzugreifen, wiederholen. Damit gewinnen die Kurdenmeldungen von der Anwesenheit starken Feindes in unseren Flanken, die ich bisher den Türken gegenüber stets mit geringschätzigem Lächeln abgetan hatte, auch für mich erhöhte Bedeutung.

Während unser alter Feind sich noch in der Front entwickelt, wird um 10 Uhr 30 Min. vorm. eine lange Kolonne sichtbar, welche in unordentlicher Marschordnung durch die Berge westlich an Bukan vorbei, über unseren linken Flügel hinaus, nach Süden marschiert. Das eine unserer beiden Reserve-Bataillone wird hierauf zur Besetzung des 8 km links rückwärts der Front liegenden Toalaka, eines mächtigen Felsklotzes, entsandt. Zur Sicherung der rechten Flanke waren schon vorher die beiden Mudjahids-Schwadronen, diesmal unter dem inzwischen auch eingetroffenen Feldwebelleutnant Haase, seitlich herausgeschoben.

Als später auch weit hinter der linken Flanke in dem breiten Tal westlich des Toalaka zahlreiche in breiter Entwicklung auf uns zustrebende Kolonnen sichtbar wurden, faßte Abbas Bey den Entschluß zum Rückzuge nach Sakyz, der nach Einbruch der Dunkelheit ausgeführt werden sollte. Ein Teil dieser Kolonnen, wie auch die zuerst gesehene, entpuppte sich freilich beim Näherkommen als große Scharen flüchtender Einwohner mit ihrem Vieh. Vor wem sollten sie aber flüchten, wenn nicht vor feindlichen Truppen, die demnach mit Sicherheit hinter ihnen zu erwarten waren.

Unsere Kurdenschechs mit ihren Stammreitern, die noch bei Turkmankendi in hellen Haufen das Gefechtsfeld nach Beute abgestreift hatten, waren meist verschwunden, ein untrügliches Zeichen, daß sie der Sache nicht mehr trauten. Machmud Agha mit seinem Hamawand hatte förmlich um Urlaub gebeten mit der Begründung, daß er in so weiter Entfernung von seiner

Heimat die pekuniären Lasten der Kriegsführung nicht mehr tragen könne. Nur der tapfere Abdurrachman Bey und der greise Salich Pascha mit seinen Söhnen zeigten sich noch bei uns.

Am Abend griff ein feindliches Kavallerie-Regiment, welches den von Westen her flüchtenden Einwohnern gefolgt war, den Toalaka an. Auch in der rechten Flanke griff starke russische Kavallerie herum, von Feldwebelleutnant Haase aufgehalten, der mit den Mudjahids recht geschickt operierte. Vor der Front wagte der Feind keinen ernsten Angriff. Dagegen lagen Meldungen vor über den Anmarsch einer russischen Kolonne, welche in einem Tale weit östlich in Richtung Sakyz vorging.

Wir hatten es dieses Mal bestimmt mit einem erheblich überlegenen und dazu leicht beweglichen Feinde zu tun, der uns auf beiden Flügeln umfaßte. Blieben wir stehen, so war nicht abzusehen, was der kommende Tag bringen würde. Durch die Flucht der Einwohner und den Abzug der meisten Stammesreiter waren wir unserer Aufklärungsmittel beraubt; denn die eine türkische Patrouille unter dem unermüdlichen Leutnant Mustafa konnte nicht überall sein, und auf unsere Mudjahids war nur Verlaß, solange sie unter den Augen Ibrahim Bey's kämpften. Das Verschwinden der Einwohner mußte zudem das Versagen unserer Verpflegung nach sich ziehen. Auch war offenbar die 4. Division immer noch nicht in erreichbarer Nähe. Schließlich muß man Abbas Bey zubilligen, daß die Verantwortung für einen taktischen Rückschlag ihm infolge seines selbständigen Vorgehens allein in die Schuhe geschoben worden wäre.

Man wird in Ansehung aller dieser Gründe seinen Entschluß verstehen, auch wenn man ihn nicht billigt. Jedenfalls war es für den deutschen Offizier schwer, in dieser Lage seine Autorität für eine Annahme des Kampfes einzusetzen, den er mit deutschen Truppen bestimmt gewagt hätte. Taktisch war die Lage nicht ungünstig, in bezug auf das Gelände sogar wesentlich günstiger, als sie es später bei Sakyz werden mußte. Die größere Beweglichkeit des überlegenen Feindes und der Mangel an zuverlässigen Nachrichten — abgesehen von dem, was man mit eigenen Augen sah — waren freilich lästig. Auch das wurde

aber in Sakyz nicht anders. Unsere Infanterie war zum größten Teile gut und in bezug auf den Wert des Einzelkämpfers dem Feinde unbedingt überlegen. Wir hatten noch ein volles Bataillon in Reserve, das, sobald die Absicht des Feindes erkennbar war, an irgend einer geeigneten Stelle zum Gegenangriff eingesetzt werden und den Erfolg ebenso herbeiführen konnte, wie die hundert Mudjahids bei Turkmankendi. Dem feindlichen Führer war, nach seinem bisherigen Verhalten, keine große Energie zuzutrauen.

Wenn ich trotzdem den Türken zwar keinen Zweifel darüber ließ, daß ich den Entschluß zum Rückzug zwar nicht billige, daß ich mich hier aber fügen wolle, so bewog mich dazu einmal die Schwierigkeit, mich in gespannter Lage schnell genug mit ihnen zu verständigen, und der daraus folgende geringe Einfluß, den ich auf den Gang des Kampfes im einzelnen nur nehmen konnte. Mehr noch fürchtete ich, daß Abbas Bey, der schon den ganzen Tag über die Augen nach hinten gehabt hatte, bei irgend einem örtlichen Rückschlage doch umfallen würde, zu einem Zeitpunkt, wo ein Rückzug sehr viel ungünstigere Folgen haben könnte, als jetzt das freiwillige Ausweichen, und daß dann mein Rat für den Rückschlag verantwortlich gemacht werden würde. Damit wäre das Vertrauen der Türken zu mir dahin gewesen; ein weiteres ersprießliches Zusammenarbeiten wurde unmöglich. Wer lange genug in der Türkei gewesen ist, wird dies verstehen. Der Türke brachte keineswegs, wie manchen von uns bei der Ausreise dünken mochte, jedem deutschen Offizier von vornherein unbegrenztes Vertrauen entgegen. Jeder mußte sich seine Stellung selbst schaffen; manchen gelang dies nicht, darunter oft gerade solchen Offizieren, die in Deutschland für besonders energisch und tüchtig galten und die trotzdem in der Türkei versagten. Es konnte sich für uns nicht darum handeln, überall die eigene Meinung durchzudrücken, sondern darum, aus dem Türken das M ö g l i c h e herauszuholen. Man mußte sich oft taktvoll zurückhalten, seine Autorität aufsparen, um sie bei wichtigen Anlässen um so rücksichtsloser einsetzen zu können. Bei mir kam hinzu, daß ich, wie alle für Persien bestimmten deutschen Offiziere, deutsche, nicht türkische Uniform trug.

DAS GEFECHT BFI SAKYZ

10. bis 12. August.

In der Nacht zum 9. August entzogen wir uns dem Feinde und gingen nach dem 20 km rückwärts gelegenen Sakyz zurück. Der Ort liegt in einem riesigen Kessel, in welchem mehrere Täler sich treffen. Der Hauptfluß kommt von Südwesten und geht nach Osten hinaus, um später nach Norden umzubiegen. Ein breites Tal, in welchem der Weg nach Bukan führt, kommt von Norden. Das in Betracht kommende Gelände wird dadurch eingeteilt in eine Südosthöhe, eine Nordosthöhe, letztere aus zwei großen Komplexen bestehend, welche durch einen niedrigen Sattel getrennt, einen langen Südost—Nordwest streichenden Kamm bilden, und eine Nordwesthöhe, eine wild zerrissene Gebirgslandschaft, die weit im Westen in dem gewaltigen Massiv des Merhos Dagh gipfelt.

Die mit ihrem linken Ausläufer weit nach Norden vorspringende und dadurch auch auf dem inneren Flügel der Umfassung ausgesetzte Nordosthöhe wurde von dem I. und II. Bataillon besetzt, während die Nordwesthöhe dem Grenzbataillon zufiel. Der Merhos Dagh blieb zunächst unbesetzt, obwohl an seinem Südfuße vorbei unsere Verbindungslinie nach Baneh führte. Wir mußten das in den Kauf nehmen, da die erste Frontausdehnung ohnehin 16 km betrug und wir sonst unsere ganze aus fünf Kompagnien bestehende Reserve von vornherein fast ganz aus der Hand geben mußten.

Am 10. August morgens in unmittelbarer Nähe der westlich Sakyz aufgeschlagenen Zelte des Stabes Gewehrfeuer. Die beim Stabe in Reserve liegenden Mudjahids besetzen ohne Befehl sinnlos irgend eine Höhe. Eine feindliche Patrouille war in dem nach Osten hinausgehenden ganz unbewachten Tale durchgekommen und hatte den Lärm verursacht. Eine Kompagnie der Reserve wird zur Sperrung des Tales entsandt, stößt aber schon dicht östlich Sakyz auf ein feindliches Kavallerie-Regiment, das zum Fußgefecht absitzt. Unter Einsatz einer weiteren Kompagnie und unter Mitwirkung des rechten Flügels des

II. Bataillons gelingt es, den Feind, der auch Artillerie zeigt, zurückzutreiben. Die zuletzt eingesetzte Kompagnie wird wieder zurückgezogen. Bald darauf melden die Grenzer, daß der Feind gegen ihre linke Flanke vorgehe und bereits das Dorf Akkend besetzt habe. Zur Sicherung der linken Flanke werden die Mudjahids nach dem Merhos Dagh entsandt.

Am Nachmittag setzt ein überlegener, links umfassender Angriff gegen das I. Bataillon auf dem westlichen Teile der Nordosthöhe ein. Das Bataillon erbittet Unterstützung, die ihm gewährt wird, nachdem der Stab sich durch persönliche Erkundung von der Ernsthaftigkeit des Angriffs überzeugt hat. Das II. Bataillon gibt zwei, das Grenzbataillon eine Kompagnie an das I. Bataillon ab. Zwei Kompagnien der Reserve werden an den Fuß der vom I. Bataillon besetzten Höhe gezogen. Bis 1.30 Uhr nachts dauert hier der Kampf. Die braven Anatolier weisen in nächtlichem Ringen alle Sturmversuche der stellenweise bis auf 30 m herangekommenen Russen ab.

Bei den Mudjahids, zu denen Leutnant Bachmann zwecks persönlicher Orientierung gesandt war, hatte sich außer Patrouillengefechten nichts ereignet. Auch beim Grenzbataillon war es ruhig geblieben.

Am Nachmittage hatten wir beim Stabe noch ein lustiges Zwischenspiel. Ein größerer Haufen Stammesreiter erschien mit allen Zeichen höchster Aufregung und überbrachte einen russischen Zünderring zum Beweise, daß die braven Kämpen in Artilleriefeuer geraten waren.

Nach den zum Teil heißen Kämpfen in der Mitte und auf dem rechten Flügel blieb es am Morgen des 11. August zunächst ruhig. Nur das Grenzbataillon, welches bisher kaum gekämpft hatte, meldete den Anmarsch russischer Kavallerie (2000 Mann, Zahl natürlich übertrieben), von Serai in Richtung auf das Dorf Merhos. Zwei Kompagnien der Reserve mit zwei Maschinengewehren und einem Geschütz wurden bald darauf unter dem Kommandeur des III. Bataillons zur Verstärkung der Mudjahids und zur Verbindung zwischen ihnen und den Grenzer nach dem Merhos Dagh gesandt. Damit wuchs die Frontbreite auf 22 km.

Auch heute Vormittag hielt Leutnant Bachmann sich auf dem linken Flügel auf; gegen Mittag kehrte er zurück mit der Meldung, daß bei Merhos nur feindliche Patrouillen seien.

Am Nachmittage ritt ich selbst nach dem jetzt besonders wichtigen linken Flügel. Das halbe III. Bataillon und Ibrahim Bey hatten hier auf dem Merhos Dagh und seinen Ausläufern eine Art ausgedehnte Postenstellung inne, welche von einem feindlichen Kavallerie-Regiment mit zwei Geschützen angegriffen wurde. Weitere feindliche Kräfte gingen gegen den linken Flügel des Grenzbataillons vor. Die Lage war jedoch nicht bedrohlich. Beim I. und II. Bataillon verlief der Tag ruhig.

Am 12. August 4 Uhr morgens erfolgte ein starker feindlicher Nachtangriff gegen das I. Bataillon, welches sich in den Kämpfen des 10. August nahezu verschossen hatte. Die schwachen türkischen Posten wichen aus und gingen dann unter Einsatz der Bataillonsreserve, wieder wie beim Sturm auf die Höhen von Bukan unter persönlicher Führung des tapferen Hauptmann Refat, mit blanker Waffe zum Gegenangriff vor, der unter beiderseitigen starken Verlusten mit dem Siege der Türken endete.

Um 9 Uhr 30 Min. vorm. meldet das Grenzbataillon, daß ein feindliches Kavallerie-Regiment mit einem Bataillon über Akkend (nordöstlich Merhos) auf Merhos vorgehe, und kurze Zeit später, daß der Feind gegen das Grenzbataillon einschwenke. Um 10 Uhr 30 Min. kommt die Meldung, daß das Bataillon sich verschossen habe (natürlich nach Kurdenart auf weiteste Entfernung). Der linke Flügel des Bataillons sei geflohen, der Feind in die dadurch entstandene Lücke zwischen Grenzbataillon und linker Flügelgruppe eingedrungen. Die beiden letzten Reservekompagnien werden dem Grenzbataillon zugesandt. Bald darauf meldet Ibrahim Bey, daß der Feind den Merhos Dagh mit einem Bataillon angreife und mit einem Kavallerie-Regiment weiter westlich zu umgehen suche.

Die Lage war bedenklich. Abbas Bey trug sich mit Rückzugsgedanken. Im Gegensatz zu meiner Stellungnahme bei

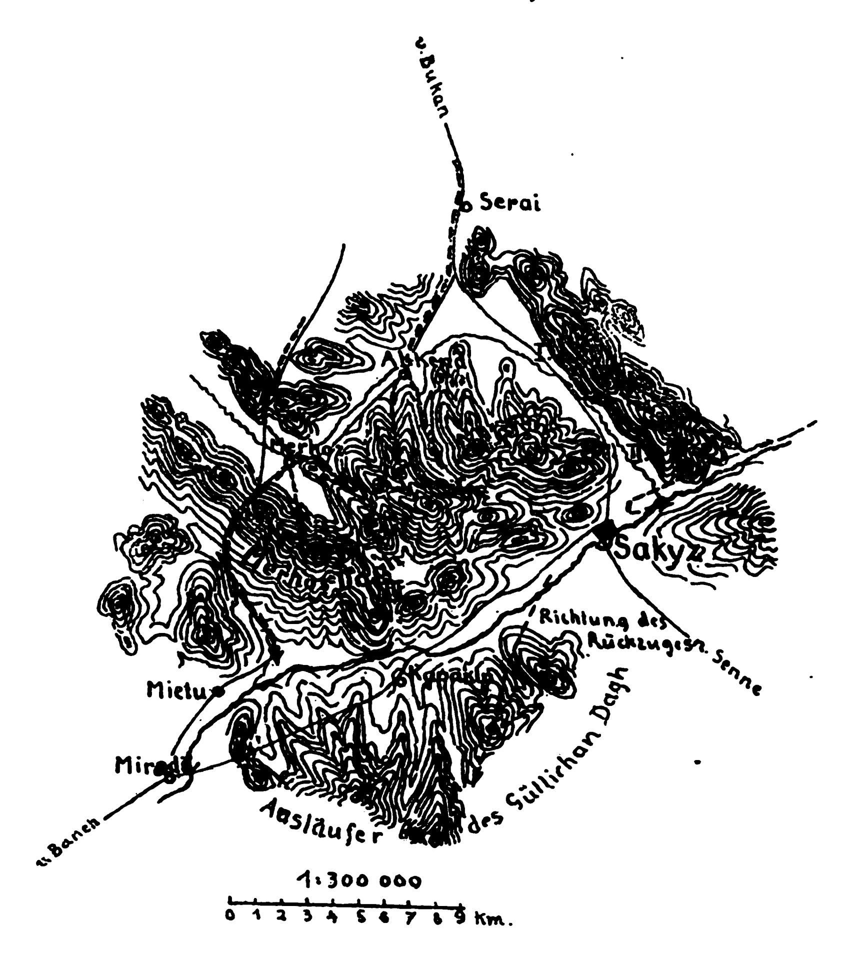
Bukan setzte ich mich jedoch hier mit ganzer Kraft dafür ein, daß kein Mittel unversucht blieb, um den Sieg zu erringen. Endlich mußte doch die 4. Division den ersehnten Vormarsch auf Mijandab antreten. Unser Rückzug über dem Güllichan Dagh machte ein Zusammenwirken mit ihr unmöglich und gab dem Feind, den wir hier festhielten, Bewegungsfreiheit zum Abmarsch gegen die 4. Division. Das durfte nicht sein!

Leicht war es nicht, in dieser Lage etwas zu finden, was Hoffnung auf eine glückliche Wendung des Kampfes bot und gleichzeitig Aussicht hatte, von den Türken angenommen zu werden. Mein erster Vorschlag, die Nordosthöhen aufzugeben und das I. und II. Bataillon in der Nacht vorwärts des Grenzbataillons zu einem Vorstoß von Osten gegen die russische Westgruppe vorzuführen, wurde von den Türken als zu schwierig abgelehnt. Man hätte derartiges auch wohl nur mit einer Truppe ausführen können, die über eine große Zahl erstklassiger Unterführer verfügte. Auch mein zweiter Vorschlag, die Nordosthöhen aufzugeben, das Tal von Sakyz schwach zu sperren und die beiden freiwerdenden Bataillone hinter der Front herum nach dem Westflügel zu führen, um dort durch Angriff den Kampf zu entscheiden, drang nicht durch. Andererseits getraute sich Abbas Bey offenbar auch nicht, gegen die ausgesprochene Ansicht des deutschen Offiziers schon jetzt den Rückzug anzuordnen. Nach stundenlangen, durch die oben erwähnten ungünstigen Nachrichten immer wieder unterbrochenen Verhandlungen über den zu fassenden Entschluß erklärte Abbas Bey sich schließlich bereit, wenigstens ein Bataillon von den Nordwesthöhen wegzunehmen, eine Maßnahme, die schon vor Stunden zur Schaffung einer neuen Reserve notwendig war, als um 3 Uhr nachmittags nahezu gleichzeitig drei Unglücksbotschaften auf einmal eintrafen.

Das Grenzbataillon meldete, daß es sich nicht mehr halten kann; der mit einem Geschütz zwischen diesem Bataillon und der linken Flügelgruppe postierte Führer der Batterie kommt persönlich und meldet, daß der Merhos Dagh verloren sei; endlich meldet Ibrahim Bey, daß die Türken den Merhos Dagh vor

Skizze 2.

Kämpfe bei Sakyz. 10.-12.8.



überlegenem feindlichen Angriff räumen und sich nach Süden zurückziehen.

Damit war die Lage besiegelt. Spätere Meldungen änderten an dem Gesamtbild nichts Wesentliches mehr. Den ganzeh Nachmittag dauerte noch der Kampf in dem zerklüfteten Felsgebiet des linken Flügels; dauernd schallte heftiges Artilleriefeuer von dort herüber. Auch vor dem I. Bataillon wurde es wieder lebendig. Der 5 Uhr nachmittags eintreffende verwundete Führer des am linken Flügel eingesetzten Maschinengewehrzuges bestätigte, daß ein feindliches Kavallerie-Regiment den linken Flügel umgangen und sich bei Mirade auf unsere Rückzugsstraße gesetzt habe. Die Frage, ob man auch jetzt noch mit den beiden Bataillonen des rechten Flügels den vorher von mir vorgeschlagenen Gegenstoß auf dem linken Flügel versuchen sollte, wurde gegenstandslos. Auch nach einem Erfolge mußten wir zurück. Die Truppe hatte keine Munition mehr. Der Nachschub derselben war nur bis Baneh möglich, von dort — mußten wir sie selbst abholen. Ferner flohen überall, auch hinter unseren Linien, die Einwohner, so daß die Verpflegung der Truppe nicht mehr möglich war.

Wir hatten die Wahl zwischen nächtlichem Rückmarsch über Mirade, wobei wir die dort stehende russische Kavallerie wohl über den Haufen geworfen hätten, oder Ausweichen nach Süden in das Hochgebirge, um auf Nebenwegen Baneh zu erreichen. Abbas Bey entschied sich für das letztere. Am Abend sammelt sich alles bei Sakyz, mit Ausnahme der Mudjahids und des halben III. Bataillons, die den Anschluß nicht mehr fanden und auf kürzeren Wegen zurückgingen. Um 11 Uhr abends traten wir den überaus beschwerlichen Marsch durch das Gebirge an, die transportfähigen Verwundeten auf Tragtieren mitnehmend. So marschierten wir mit kurzen Unterbrechungen ohne jede Verpflegung bis zum Nachmittag des 14. August, die Truppen nach dem Güllichan, wo sie in breiter Aufstellung verblieben, der Stab nach Baneh.

*

DIE TAGE IN BANEH

14. bis 20. August.

Am 12. August, noch während des Kampfes bei Sakyz, war die erste Nachricht von der 4. Division eingetroffen, eine etwa 8 Tage alte schriftliche Mitteilung, daß die Division mit den vordersten Teilen am Kel-e-Schin-Paß stehe, also am selben Fleck, wie vor einem Monat. Über ihre Absichten kein Wort. Bei unserer Ankunft in Baneh finden wir ein eben angekommenes Telegramm von Halil Pascha vor, daß wir uns in Sakyz bis zum äußersten halten sollten (was inzwischen geschehen war). Am 15. August trifft ein Telegramm der 4. Division ein, daß sie den Vormarsch am 13. August antreten wolle. Den Russen war es also gerade in dem für sie günstigen Augenblick gelungen, uns in das Gebirge zurückzuwerfen. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß sie uns gegenüber nur einen schwachen Schleier stehen lassen und alle verfügbaren Kräfte gegen die 4. Division vereinigen würden. Unsere Aufgabe war damit, auch ohne Befehl der Armee, klar vorgezeichnet: Wiederaufnahme der Offensive, sobald Munition und Verpflegung ergänzt waren.

Um festzustellen, ob unsere Vermutung sich bestätigte, ritt ich am 17. August mit Ibrahim Bey auf Mirade vor. Auf dem Merhos Dagh schwache russische Posten; sonst weit und breit nichts vom Feinde zu sehen. Eine weitere Bestätigung bringt eine am Abend eingehende Einwohnermeldung, daß 2000 Russen (Zahl natürlich wie immer übertrieben) mit Artillerie auf Soudj Bulag abmarschiert seien.

Trotzdem für das Grenzbataillon immer noch keine Munition vorhanden ist, sind also alle Vorbedingungen für einen sofortigen Vormarsch gegeben, als am Abend ein Telegramm Halil Paschas eintrifft, daß wir bei Baneh stehen bleiben und weitere Befehle abwarten sollen. Der Weg Sakyz—Senne soll gesichert werden. Letzteres ist bereits durch einen türkischen Leutnant mit Stammesreitern geschehen. Wir können uns diesen eigenartigen Befehl nur so erklären, daß man sich in Bagdad noch nicht schlüssig ist, ob man uns vielleicht nach Hamadan

an die Gruppe Ali Idhsan Pascha heranziehen will, welche diesen Ort vor wenigen Tagen genommen hat und möglicherweise russische Gegenangriffe fürchtet. Da wir somit nicht wissen, ob wir mit dem geplanten Vorstoß zur Entlastung der 4. Division die Absichten der Armee durchkreuzen, müssen wir uns wohl oder übel fügen und tatenlos stehen bleiben, dies um so mehr, als wir bereits am 14. August beim Eintreffen in Baneh in Voraussicht der weiteren Entwicklung vor unserer Front eine Weisung der Armee erbeten hatten für den Fall, daß der Feind sich vor unserer Front schwächt. Den Befehl, bei Baneh stehen zu bleiben, konnten wir nur als Antwort auf unsere Bitte auffassen. Zeitlich war dies möglich, da unsere kurdischen Postläufer den Weg von Baneh bis zum Telegraphenendpunkt in Pendjwin in einer Nacht zurücklegten.

Nachdem am 19. August abends durch Boten eine Mitteilung der 4. Division vom 16. August angekommen war, daß sie noch vier Stunden von Soudj Bulag entfernt sei, traf am 20. August folgender Armeebefehl ein: „Da der Feind vielleicht vor Ihrer Front Kräfte abzieht, und gegen die Soudj Bulag - Gruppe verwendet, so gehen Sie auf Bukan vor.“ Kommentar zu dieser Befehlsführung der Armee überflüssig.

*

Inzwischen hatten wir weitere Verstärkungen erhalten. Am 16. August kamen zunächst die 3. und 4. Mudjahid-Schwadron unter Leutnant Klocksien. Dieser hatte mit den Leuten in Suleimanije erhebliche Schwierigkeiten gehabt, da sie sich weigerten, ohne vorherige Zahlung weiter zu marschieren. Auch sonst waren diese beiden Schwadronen wesentlich schlechter, als die erste und zweite, welche bisher alle Anforderungen, die man billigerweise an sie stellen konnte, genügt hatten.

Am gleichen Tage traf als erster Teil der unter Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg aus Deutschland gekommenen Gruppe eine Maschinengewehr-Abteilung zu vier Gewehren unter Hauptmann Trabert ein. Herzog Adolf Friedrich war seinerzeit unter ganz anderen Voraussetzungen nach Bagdad gekommen, als sie

jetzt nach dem Tode des Freiherrn v. d. Goltz vorlagen. Wie es kam, daß der Herzog infolge der veränderten Verhältnisse keinen ihm gebührenden Wirkungskreis fand und nach Deutschland zurückkehrte, gehört nicht hierher. Im Interesse der militärischen Operationen ist es zu bedauern, daß ihm nicht die einheitliche Führung der 4. Division und der Suleimanije-Gruppe anvertraut wurde. Die Truppe des Herzogs, nach Ausscheiden zahlreicher Kranker noch sieben Offiziere und etwa 150 deutsche Unteroffiziere und Mannschaften, hatte lange Zeit in Mosul gelegen, da die zur Aufstellung der Formationen erforderlichen türkischen Soldaten und Tragtiere nur sehr langsam zusammenkamen. An Waffen führte die Truppe 14 Maschinengewehre mit, welche in drei Abteilungen formiert waren; zwei Gewehre sollten als Materialreserve dienen. Außerdem waren noch 6 Hotchkiss-Geschütze vorhanden. Aus meiner Hoffnung, daß dies moderne Schnellfeuergeschütze waren, wurde ich freilich durch die Mitteilung herausgerissen, daß es sich um erbeutete englische Grabengeschütze uralter Konstruktion handelte, die nur auf einer besonderen Bettung feuern konnten und eine Reichweite von etwa 2000 m hatten, sich also unseren türkischen Gebirgskanonen würdig zur Seite stellten. Und so etwas schickte man uns zu, wo es sich schon aus politischen Gründen doch darum handeln mußte, dem Perser, der den Wert einer Waffe sehr genau zu schätzen wußte, eine Probe deutscher Technik zu geben. In Tätigkeit ist die Hotschkissbatterie nicht mehr getreten; ihrem tüchtigen Führer, dem Leunant Sorge, hätte ich bessere Waffen gegönnt.

Die Trabert'sche Abteilung bestand aus etwa 20 Deutschen, 80 Anatoliern und 60 in Suleimanije auf dem Durchmarsch empfangenen kurdischen „Kriegsfreiwilligen", als Tragtierführer, von denen nach zwei Tagen nur noch sechs vorhanden waren. Die Züge wurden von Leutnant Auler und dem türkischen Leutnant Memduch geführt. Bei jedem Gewehr waren der Führer und der Richtschütze Deutsche, die anderen Bedienungsmannschaften Türken. Die Abteilung war vorzüglich ausgerüstet und gut diszipliniert (für die Kurden konnte natürlich niemand verantwortlich gemacht werden). Sie bedeutete einen wirklichen Kräftezuwachs.

Durch ein am 16. April aus Bagdad eintreffendes Telegramm wurden mir die gesamten Formationen des Herzogs unterstellt. Irgendwelchen Einfluß auf die weitere Organisation und die Mobilmachung konnte ich vorerst nicht ausüben, da die Truppen sich noch in Mosul befanden. Ich beschränkte mich auf das im Orient wichtigste, nämlich die Einrichtung einer eigenen deutschen Etappe von Mosul nach Baneh, um die Truppen zunächst einmal nach Suleimanije heranziehen zu können.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß am 15. August noch Hauptmann Gutbrod von den Nachrichtentruppen mit den Rudimenten des Geräts einer Fernsprechabteilung, einem Deutschen und einigen mehr oder weniger unausgebildeten Türken eintraf. Trotz emsiger Tätigkeit des Hauptmann Gutbrod hat diese „Fernsprech-Abteilung" uns nichts genützt und blieb ein Ballast. Nur den Wert des Kabels für allerhand Herstellungsarbeiten, z. B. als Ersatz für Gewehrriemen, hatten Türken und Kurden bald erkannt. Hauptmann Gutbrod kehrte nach wenigen Wochen nach Deutschland zurück.

DIE ZWEITE OFFENSIVE

Am 21. August geht die Gruppe wiederum auf Mirade vor. Auf dem Osthang des Merhos Dagh ist eine lange Schützenstellung erkennbar.

Am 22. August, noch bei Nacht, marschieren wir in einer Kolonne nach Norden, um den Merhos Dagh von Westen her anzugreifen. Bei Hellwerden sehen wir den Merhos Dagh und seine Fortsetzung, einen langen nach Nordwesten streichenden Höhenzug, in breiter Front vom Feinde besetzt, starke Sicherungen auf einzelnen Höhen vor der Front.

Ein frontaler Angriff schien bei Tage wegen der zu erwartenden Verluste ausgeschlossen. Angesichts der breiten Stellung würden wir in einen Sack hineinlaufen. Seitliches Ausholen wäre sehr zeitraubend und würde heute nicht mehr zum Ziele führen. So beschließen wir, in der Nacht mit beiden eingesetzten Bataillonen geradeaus auf den Merhos Dagh und die westlich

davon gelegenen niedrigeren Höhen am Wege nach dem Dorfe Merhos loszugehen, in jeder Flanke ein Bataillon angehängt.

Ibrahim Beys Mudjahids unter Leutnant Auler mit zwei deutschen Maschinengewehren, die den Feind westlich umgehen sollen, holen sehr weit aus und erscheinen am Nachmittag in der Flanke des Feindes auf dem von ihm besetzt gehaltenen Höhenzug. Ein feindliches Kavallerie-Regiment weicht kampflos vor ihnen aus.

Verpflegung fehlt gänzlich. Menschen und Tiere nähren sich von den Körnern vereinzelt noch auf dem Halm stehender Gerstefelder.

Am Abend telegraphiert Halil Pascha, daß er nach Ras ul Ain gehe (zwischen Mosul und Aleppo). Da bei der großen Entfernung die Leitung schwierig sei, so werde die Suleimanije-Gruppe der 4. Division unterstellt. Diese Maßnahme mußte vor einem Monat erfolgen.

Am 23. August, bei Tagesanbruch, ist der Merhos Dagh in unserer Hand. Der Feind hat ihn kampflos geräumt. Unmittelbar nördlich des Dorfes Merhos steht er jedoch wieder in verstärkter Stellung. Er wird am Nachmittag geworfen. Der allgemeine Eindruck ist, daß der verhältnismäßig schwache Feind nur um Zeitgewinn kämpft, was die Russen ja meisterhaft verstehen.

Auch heute hungert die Truppe. Morgen, am 24., muß erst das Eintreffen von Verpflegung abgewartet werden, die wir aus Sakyz zu erhalten hoffen.

Am 24. früh zur Erkundung vorreitend, stellen wir fest, daß der Feind auf niedrigen Höhen beiderseits Ahmedabad in vortrefflicher, frontal schwer angreifbarer Stellung, ziemlich nahe vor unserer Front, noch steht. Lebhaftes Artilleriefeuer, das er ohne eigentliche Ziele unterhält, soll offenbar seine Schwäche verschleiern. Wir beabsichtigen, am Nachmittag näher an den Feind heranzugehen, jedoch nicht anzugreifen.

In der Nacht räumt der Feind vor unserer Front seine Stellung. Abbas Bey sieht darauf von der geplanten Umfassung mit dem I. und II. Bataillon ab und versammelt am 25. August morgens alles in einer Kolonne zum frontalen Vormarsch.

Die Vorhut (Grenzer mit den beiden deutschen Maschinengewehren) prallt am Toalaka auf nahe Entfernung auf den Feind. Als die Maschinengewehre das Feuer eröffnen, gehen die Grenzer mit Hochrufen auf die deutschen Maschinengewehre zum Angriff vor und nehmen in schnellem Anlauf den Berg, der nur von schwacher russischer Kavallerie besetzt war. Das infolge Versagens der Aufklärung erfolgte Heranprellen an den Feind hatte diesmal sein Gutes gehabt. Wir sparten eine methodische und zeitraubende Entwicklung. Bei der folgenden Erkundung fanden wir die seinerzeit von uns genommenen Höhen östlich Bukan besetzt und sehr stark befestigt.

Um Mittag treffen mehrere Telegramme ein. Die 4. Division hat eine sehr ernste Niederlage erlitten und ist in vollem Rückzuge. Ihr Führer befiehlt uns, ihn durch rücksichtslosen Angriff zu entlasten. Gleichzeitig macht Halil Pascha uns auf die durch den Rückzug der 4. Division verursachte Gefährdung unserer Lage und besonders unserer linken Flanke aufmerksam und befiehlt, stehen zu bleiben und weitere Weisungen abzuwarten. Die Ausführung des ersten Befehls ist zwecklos und die Opfer nicht wert, die er gekostet hätte. Die 4. Division ist seit fünf Tagen im Rückzuge. Es fragte sich aber, ob auch der Befehl Halil's am Platze war. Nach der sehr ernsten Niederlage der 4. Division — starke Teile derselben waren von den Russen völlig eingeschlossen und teils gefangen, teils zersprengt — ist an eine gemeinsame Operation nicht mehr zu denken. Was sollen wir also noch vorwärts der Berge? Trotzdem setze ich mich bei Abbas Bey dafür ein, daß der Befehl Halil's ausgeführt wird, sehr zum Leidwesen der türkischen Unterführer, die den entbehrungsreichen und anstrengenden Krieg im Hochgebirge gründlich satt haben. Aber der Soldat soll nicht ohne zwingende Notwendigkeit zurückgehen. Mit diesem Argument dringe ich durch.

Daß die Russen, ebenso wie vor einigen Wochen, jetzt wieder genügend Verstärkungen gegen uns heranziehen und in absehbarer Zeit unseren Rückzug erzwingen würden, war klar. Immerhin mußten sie dann von der Verfolgung der 4. Division ab-

lassen. Welchen Erfolg unser Stehenbleiben sonst noch zeitigen konnte, war ungewiß. Im Kriege ist alles unsicher, außer dem eigenen Entschluß. Wenn man die Wahl hat zwischen mehreren Entschlüssen, so soll man daher stets den energischeren nehmen. Gewiß, der energische Entschluß kann auch mal zu einem großen Mißerfolg führen. Der schlappe Entschluß führt nie zum Erfolge, sondern stets zum Mißerfolge. Man soll also nicht lange nach Gründen suchen für einen energischen Entschluß; er findet seine Gründe in sich selbst. Also vorn bleiben und erst mal sehen, wie die Sache sich entwickelt. Daß wir im Falle der Gefahr immer noch Zeit hatten, rechtzeitig wegzukommen, damit rechnete ich bestimmt. Es fehlte nicht viel, so kam es diesmal anders.

Entsprechend der Lage verteilen wir unsere Truppen; wir müssen sehr haushalten, zählten doch die Bataillone nur noch etwa 300 Gewehre. In der Front werden nur zwei Bataillone eingesetzt, rechts das I. Bataillon, 2 Kompagnien vorn, 2 in Reserve, in der Mitte Hauptmann Trabert mit einer Kompagnie der Grenzer und dem 2. Zuge der deutschen Maschinengewehr-Abteilung unter Leutnant Memduch auf bastionsartig vorspringender Höhe, links der Kommandeur des Grenzbataillons mit dem Rest seines Bataillons und zwei weiteren Maschinengewehren auf dem Toalaka, 1¾ Kompagnien in Reserve. In der linken Flanke, weit zurückgebogen, Posten des Grenzbataillons. Das II. und III. Bataillon kommen hinter die Mitte nach Jukare Kütschük in Reserve. Wir haben einen richtigen Igel gemacht, wobei die starke Reserve dazu dienen soll, gegen die irgendwo zu erwartende Umfassung offensiv eingesetzt zu werden.

Die Mudjahids beließ ich weit links rückwärts. Ihre Hauptaufgabe war die Aufklärung in Richtung Saudj Bulag. Dank ihrer Tätigkeit waren wir über die Verhältnisse in der linken Flanke dauernd gut unterrichtet. Übertriebene Kurdenmeldungen vom Anmarsch starken Feindes, schwankend zwischen 2000 und 5000 Mann (unter einigen Tausend tut es der Kurde überhaupt nicht) lösten sich durch die guten Meldungen der Mudjahids in Nichts auf, so daß hier wenigstens die ewige Sorge der Türken vor eingebildeten Feinden wirksam bekämpft werden konnte.

Wir verbrachten, der Russen harrend, noch einige schöne Sommertage bei dem kleinen Dörfchen Jukare Kütschük. Salich Pascha versorgte uns mit Verpflegung. Als er mir eines Tages einige Hammel sandte und ich seinem Diener dafür nach deutscher Sitte ein entsprechendes Trinkgeld gab, schickte er mir am folgenden Tage durch einen Vermittler die Summe zurück mit dem Bemerken, wenn ich seinem Diener noch einmal Geld gäbe, dann wäre er zu seinem größten Bedauern außer Stande, mir noch weitere Geschenke zu machen. Als er uns später nach dem endgültigen Rückzuge der Türken die Treue wahrte und infolgedessen von seinen Gütern getrennt wurde, fand ich Gelegenheit, mich ihm meinerseits erkenntlich zu zeigen. Fast täglich besuchte der prächtige alte Herr mich mit seinen drei Söhnen. Wir unterhielten uns dann zu seiner sichtlichen Erheiterung ohne Dolmetscher auf persisch. Man konnte sich immer wieder freuen über die tadellosen äußeren Formen, mit denen diese Bewohner der Berge ihr Leben umgaben, mit welch ruhiger Würde sie auftraten, welche Achtung und Ehrfurcht die Söhne (der älteste mochte 35 Jahre zählen) dem Vater entgegenbrachten. Stand dieser einmal auf, dann erhoben sich auch die Söhne und verharrten stehend, bis er sich wieder setzte. Daß sie in seiner Gegenwart nicht rauchten, war eine Selbstverständlichkeit. Gewiß, es waren kleine Äußerlichkeiten, aber sie waren bezeichnend für das patriarchalische Verhältnis, das die Familie umgab. Vergleiche mit dem Benehmen mancher Kreise in unseren deutschen Großstädten schlugen wenigstens nicht zum Vorteile der letzteren aus.

Am 27. August erhielten die Russen, die ich bisher auf eine Kavallerie-Brigade mit zwei Geschützen geschätzt hatte, von Norden her Verstärkung. Nach den Meldungen handelte es sich anscheinend um zwei Bataillone, vielleicht auch um etwas Kavallerie. An den folgenden Tagen blieb es jedoch noch ruhig. Anscheinend erwarteten die Russen noch weitere Verstärkungen; sie unterhielten nur eine lebhafte Patrouillen-Tätigkeit. Die in vorderer Linie stehenden Truppen wurden bei uns abgelöst. Sieben Kompagnien blieben in Reserve.

Am 30. August bei Tagesanbruch wird in der linken Flanke heftiges Gewehrfeuer hörbar. Der Stab reitet auf eine Höhe südwestlich Jukare Kütschük und erhält hier die einwandfreie Meldung, daß eine feindliche Kavallerie-Brigade den linken Flügel umgangen habe und ungeachtet des von den Grenzern auf viel zu weite Entfernung abgegebenen Feuers zwischen uns und den Mudjahids durchgebrochen sei. Die Höhen im Rücken zwischen uns und dem Dorfe Merhoz werden von einer Kompagnie des I. Bataillons und zwei Kompagnien der Grenzer in breiter Front besetzt.

Um 8 Uhr morgens tönt von Merhos im Rücken lebhaftes Gewehrfeuer herüber. Dort befand sich ein türkischer Offizier mit einem kleinen Verpflegungsmagazin und der deutsche Unteroffizier Krüger von meinem Stabe mit einem Teil des Trosses, Munition für die Mudjahids und 31 gemieteten Maultieren. Seine Begegnung mit den Russen an diesem Tage ist wert, im einzelnen erzählt zu werden. Frühmorgens kommen zahlreiche vor der oben erwähnten russischen Kavallerie-Brigade flüchtende Einwohner durch Merhoz und erzählen, daß der Feind im Anmarsch sei. Der türkische Leutnant läßt seine Etappe im Stich und schließt sich den Flüchtlingen an. Die Einwohner von Merhoz packen ihre Habe zusammen und verschwinden. Nur der deutsche Unteroffizier bleibt, läßt seine Maultiere beladen und reitet dann mutterseelenallein dem Feinde zu eigener Erkundung entgegen. Nach einer Weile stößt er auf eine starke Patrouille, die das Feuer auf ihn eröffnet. In der Meinung, es mit Türken zu tun zu haben — er war schon früher einmal auf Patrouille von ihnen beschossen worden —, galoppiert er ihnen entgegen, seinen Tropenhelm schwingend und Allemani! Allemani! rufend, mit dem Erfolge, daß das Feuer sich noch verstärkt. Endlich ist er so nahe heran, daß er die Russen an ihren Uniformen erkennt. Er reißt sein Pferd herum und jagt zurück. Inzwischen hat die feindliche Vorhutschwadron ihn seitlich überholt; sie besetzt eine flankierende Höhe, an der er auf dem einzigen steinigen Pfade vorüber muß, und gibt ein wildes Feuer auf den einzelnen Deutschen ab. Dies war das Feuer, das wir vorn gehört hatten.

Krüger kommt glücklich durch nach dem inzwischen gänzlich verlassenen Dorfe Merhoz. Die gemieteten Maultiertreiber haben sich seine Abwesenheit zunutze gemacht, die Lasten von den Tieren geworfen, sich selbst hinaufgesetzt und in alle Winde Reißaus genommen. Damit gibt sich aber der brave Deutsche nicht zufrieden. Er reitet hinter einem Maultiertreiber, den er noch mit 5 Tieren davoneilen sieht, her, zwingt ihn mit der Peitsche zur Umkehr, reitet nach Merhoz zurück und beginnt die wertvollsten Sachen aufzuladen. Da eröffnen die inzwischen näher gekommenen Russen von neuem das Feuer. Zwei von seinen Maultieren werden erschossen. Jetzt erst gibt er sein Vorhaben auf. Er glaubte keineswegs, etwas Besonderes getan zu haben, sondern wollte einfach seine Pflicht erfüllen. Und mit solchen Männern sollten wir nicht imstande sein, Deutschland wieder auf die Beine zu bringen?

Gleichzeitig mit dieser Episode jagen sich vorn bei uns die Meldungen. Zwei feindliche Schwadronen umgehen auch den rechten Flügel; Gewehrfeuer von dort wird hörbar. In der Front steigt der Feind von den Höhen von Bukan zum Angriff herab. Um 8.20 Uhr schlagen die ersten Schrapnells auf dem Toalaka ein. Eine halbe Stunde später kommt von rechts rückwärts gleichfalls Artilleriefeuer. Um 9 Uhr vormittags flammt das Gewehrfeuer in Richtung Merhoz erneut auf. Die aus dem Rücken kommenden Meldungen besagen, daß der von Osten herumgekommene Feind systematisch die Höhen in unserem Rücken besetzt und auch von Osten her auf Merhoz vorgeht. Was an Stammesreitern noch da ist, flieht auf Sakyz. Nur Salich Pascha und Abdurrachman Bey bleiben uns treu. Letzterer, der schon am 29. Juli den Sturm auf die Höhen von Bukan in vorderster Linie mitgemacht hatte, wird bei einem der kleinen im Rücken sich entspinnenden Gefechte verwundet.

Am Vormittag entwickelt sich der Feind mit drei Bataillonen gegen die Front. Wir können nicht helfen, da wir die letzte Reserve, drei Kompagnien des I. Bataillons, nicht aus der Hand geben dürfen. Vom Rücken kommen weitere Meldungen über den Aufbau feindlicher Kräfte, die jedoch nirgends offensiv

werden. Die Kavallerie-Brigade, die am frühen Morgen unsere westliche Flanke umgangen hatte, hat zwei Schwadronen östlich Merhoz stehen lassen und ist in Richtung Sakyz in die Berge weiter marschiert. Sie hatte tatsächlich den höchst unnötigen Ritt bis Sakyz forgesetzt, wohl in der Hoffnung, dort reiche Beute zu finden. Diese Hoffnung war zu unserer Genugtuung vergeblich.

Immerhin ist unsere Lage nicht ganz gemütlich, wenn auch vorerst keine unmittelbare Gefahr droht. Wir erwägen verschiedene Möglichkeiten, um aus der Mausefalle herauszukommen, darunter auch einen Durchbruch nach Norden, der natürlich nur in der Nacht durchführbar gewesen wäre, der aber verworfen wird, weil er sich an kein operatives Ziel anlehnen kann. Vor der Hand heißt es abwarten und nur verhindern, daß alles auf einen Fleck zusammenläuft. Also die Front sich selbst überlassen, nach dem Rücken hin soviel Gelände in die Hand nehmen, wie man ohne ernsten Kampf bekommen kann, überall die Ellbogenfreiheit wahren.

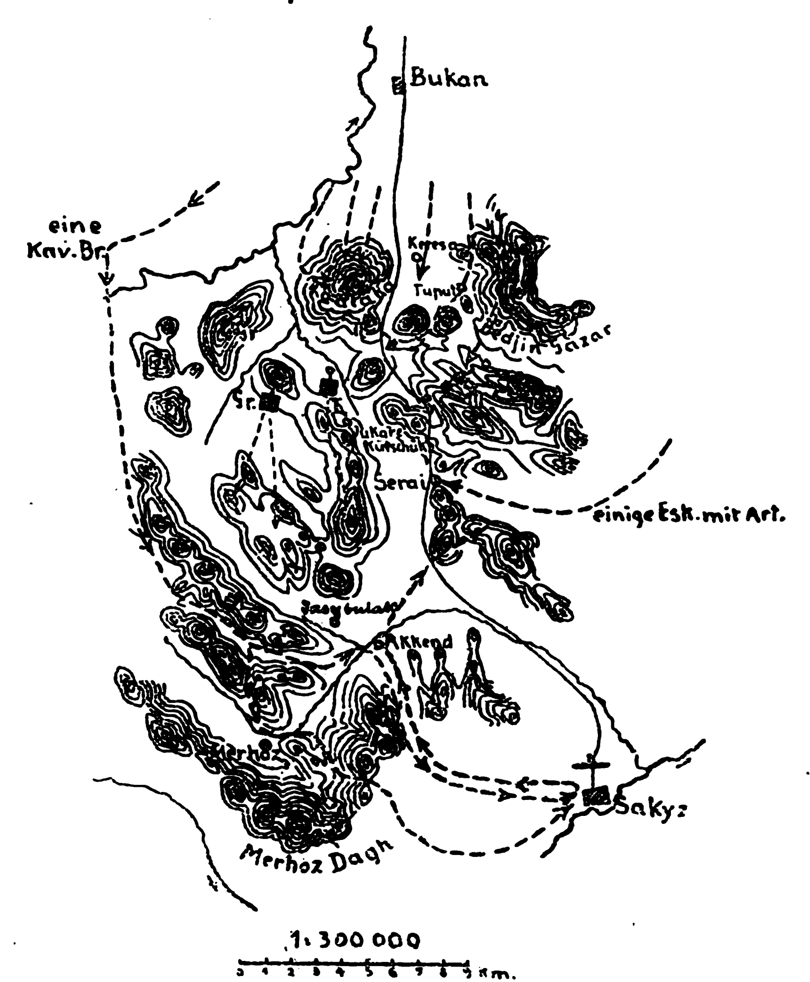
Der Stab, der bisher noch in der Gegend von Jukare Kütschük geblieben war, begibt sich gegen Mittag nach einer felsigen Höhe nordöstlich Ahmedabad, die nach Süden und Osten senkrecht abfällt und nach allen Seiten, sowohl zur Front, wie auch nach dem Rücken, vortreffliche Übersicht gewährt. Hierhin wird auch die Reserve gezogen.

Während der Feind sich im Rücken auch weiterhin untätig verhält, kommt sein Angriff in der Front näher und näher. Um 2.30 Uhr nachmittags ist der Hauptstützpunkt, der Toalaka, vom Feinde genommen. Auch in der rechten Flanke bröckelt es vor der feindlichen Umfassung ab. Jetzt fährt gegenüber den Maschinengewehren des Hauptmanns Trabert in der Mitte, welche bisher die feindliche Infanterie in achtunggebietender Entfernung gehalten haben, feindliche Artillerie auf 3000 m offen auf und nimmt die Maschinengewehre unter Feuer. Schrapnell auf Schrapnell schlägt auf der schmalen Bergnase ein, wo die Gewehre hinter Felsen eingenistet sind. Der Arzt der Abteilung, Stabsarzt Steffens, verbindet die Verwundeten

unmittelbar hinter der Kampflinie. Hauptmann Trabert schickt seine Maultiere, die bisher dicht hinter den Gewehren gehalten hatten, zurück. Er selbst hält aus, trotzdem außer dem feindlichen Artilleriefeuer sowohl vom Toalaka, als auch von einzelnen Höhen rechts rückwärts schon Infanteriegeschosse in die Maschinengewehre schlagen. Erst um 4.30 Uhr nachmittags verlassen die beiden deutschen Maschinengewehre als letzte Truppe die Stellung, auf ihrem Rückzuge, der infolge Fehlens der Maultiere nur langsam vonstatten gehen kann, von dem Feuer des Feindes verfolgt. Die Russen begnügen sich, ihrer Gewohnheit gemäß, mit dem Besitz der gewonnenen Höhen und stoßen nicht nach. So behalten wir Luft.

Im Rücken spielt sich etwa gleichzeitig ein merkwürdiges Schauspiel ab. Von den Hängen östlich des Merhoz Dagh steigt die feindliche Kavallerie-Brigade, von ihrem vergeblichen Ritt auf Sakyz zurückkehrend, auf uns zu in das Tal herab; deutlich zählen wir acht Schwadronen ab, denen sich die beiden bei Merhoz zurückgelassenen Schwadronen wieder zugesellen. Zwei Schwadronen hatte der Feind, wie wir später erfuhren, zur Sperrung des Weges Sakyz—Bukan in Sakyz zurückgelassen. Bei Akkend im Tale gabelt sich der Weg. Der eine führt über Jasibulag nach Nordwesten auf unsere Rückzugsstraße, der andere geht nach Nordosten im Tale von Serai. Wir senden eine Kompagnie der Reserve nach Jasibulag, um den Weg zu sperren. Zu unserer großen Überraschung schlagen die Russen aber den Weg nach Nordosten ein, uns den Rückzug kampflos freigebend. Etwa 3 km von unserer steilen, von Süden unangreifbaren Höhe zieht die ganze Brigade im Flankenmarsch an uns vorbei. Schon vorher hatten wir nach unserer Artillerie geschickt. Sie ist nicht da, um das prächtige Ziel unter Feuer zu nehmen. Na, vielleicht hätte sie gar nichts getroffen, denn als sie endlich kommt und gerade noch einige Schrapnells hinter den östlich von Serai in den Bergen verschwindenden Russen herzujagen, da liegen ihre Sprengpunkte ganz wo anders, nur nicht da, wo die Russen sind. Die Kanone ist eben eine Maschine, und Maschinen sind ganz allgemein nichts für den

Skizze 3.
Gefecht am Toalaka. 30. 8



Orientalen. Abbas Bey ist wütend; der Batterieführer bekommt sein Teil zu hören.

Warum die Russen sich nicht auf unsere Rückzugsstraße setzten oder wenigstens den Merhoz Dagh besetzt hielten, war uns ein Rätsel. Allerdings hatte die Kavallerie-Brigade, wie man an der Hand der Karte nachmessen konnte, über 70 km zurückgelegt und war wohl am Ende ihrer Kräfte. Durchgekommen wären wir allemal noch, auch wenn die Russen richtiger gehandelt hätten. Dazu war der Raum, den wir inne hatten, noch zu groß, der Ring des Feindes zu dünn. Schlimmstenfalls hätte ein Nachtmarsch nach Westen uns in die Berge geführt, wo uns so schnell, wie es nötig war, kein Russe gefunden hätte.

Am Abend ist alles am Wege nach Merhoz versammelt. Um 10.30 Uhr abends brechen wir auf. Der Troß in der Mitte macht den Marsch sehr beschwerlich. Ich lasse die ganze Kolonne an mir vorbei ziehen, finde aber den deutschen Maschinengewehrzug nicht. Er hatte, wie sich erst am nächsten Tage herausstellte, bei Jukare Kütschük, 5 km hinter seiner ersten Stellung, zur Deckung des türkischen Rückzuges erneut Stellung genommen und war erst nach Einbruch der Dunkelheit von dort wieder abmarschiert.

Am 31. August vormittags beziehen wir unser altes Biwak vom 22. August, wo nach und nach alle Truppen eintreffen. Die Grenzer halten den Merhoz Dagh und seine nordwestliche Fortsetzung. Den Befehl, diese Stellungen beim Angriff des Feindes zu räumen, befolgen sie prompt, als sich am Nachmittage einige russische Schwadronen auf weite Entfernung zeigen. Die Höhen, hinter denen unser Biwak liegt, erhalten am Abend noch einige feindliche Schrapnells. Mit den Mudjahids waren wir seit dem 30. August ohne Verbindung. Ein weiterer Nachtmarsch, der Troß wieder bei der Truppe, bringt uns nach Baneh. Der Güllichan Dagh wird in breiter Front besetzt. Verpflegungsschwierigkeiten waren wieder der Grund für die schnelle Fortsetzung des Rückzuges bis Baneh gewesen.

Die befehlstechnische Anordnung der letzten Märsche war recht dürftig. Das Gefühl, daß man durch verständige Anord-

nungen die Kräfte der Truppe schonen kann und muß, um sie schlagfertig zu halten, geht dem türkischen Führer gänzlich ab. Dazu ist er selbst troß aller Äußerlichkeiten doch noch viel zu sehr Naturmensch. Da ein Ratschlag des deutschen Offiziers in dieser Beziehung nur zu leicht auf den Wunsch des Europäers nach persönlicher Bequemlichkeit zurückgeführt wird, so enthielt ich mich natürlich in dieser Beziehung jedes Eingriffs. Es handelte sich ja nicht um Entscheidendes. Zudem herrschte bei den Türken Rückzugsstimmung, die sich bei allerhand kleinen Anlässen austobte, obwohl wir eigentlich gar keinen Anlaß hatten, mit dem Ausgange des Kampfes unzufrieden zu sein.

AUSKLANG

Der 1. September fand uns wieder in Baneh. In dem kleinen Flecken herrschte reges Leben. Der Bazar „strahlte" im Schmuß, wie er nur im Orient denkbar ist. Mitten in dem Schmuß, bergehoch, das wundervollste Obst, Birnen und Weintrauben, die jeder europäischen Tafel zur Zierde gereicht hätten, hier aber körbeweise für wenige Pfennige zu haben waren. Den Schmuß sahen wir nicht. Der rechtschaffene physische Hunger, den wir alle aus den Bergen mitbrachten, vergoldete ihn. Wie köstlich aber eine solche aus den Schmuß aufgelesene Birne schmecken kann, das weiß doch nur der Soldat.

Drei Telegramme Halils treffen ein. Das erste: „Ich habe Ihnen bereits einmal telegraphiert, daß die Lage bei Bukan gefährlich für Sie ist, und daß Sie in Baneh bleiben sollen", war durch die Ereignisse überholt. Das zweite, wenn auch nebensächlich, verdient doch, der Vergessenheit entrückt zu werden. Es schrieb uns vor, das Gros bei Baneh zu lassen und den Güllichan Dagh nur mit Vorposten zu beseßen. Wir hatten ja schon manches in bezug auf die Befehlsgebung der Armee erlebt, aber daß man in Bagdad anordnen wollte, wo wir in Kurdistan unsere Vorposten aufstellen sollten, war doch der Höhepunkt, der nicht mehr überschritten werden konnte. Im Gegensaß hierzu enthielt das dritte Telegramm den wenigstens in

der Form verständigen Befehl, einen Vorstoß der Russen in Richtung Senne zu hindern.

Nach allem, was wir bisher in Persien von den Russen erlebt hatten, war ein Vorstoß auf Senne höchst unwahrscheinlich. Um ihn ausführen zu können, müßte der Feind uns vorher mindestens bis Suleimanije zurückdrängen. Schon bei dieser Operation würde er sehen, daß er seine in der Hauptsache aus Kavallerie bestehenden Truppen im Gebirge gar nicht verpflegen kann. Also stehen bleiben, dauernd auf der Lauer liegen, vor einem Angriff unter Vermeidung ernsten Kampfes ausweichen.

Andererseits glaubten wir aber, daß der Feind, der ja jetzt nach der Niederlage der 4. Division die Hände gegen uns frei hatte, sich dieses Mal nicht damit begnügen würde, uns über den Güllichan Dagh zurückgedrängt zu haben. Bei unseren Vorstößen über das Gebirge, die ihm sichtlich unbequem gewesen waren, wird er doch einen gehörigen Respekt vor dem Gefechtswert dieser kleinen anatolischen Truppe gewonnen haben, so daß ihm daran liegen mußte, sie weiter in das Gebirge hinein zu drängen. Auch gegenüber den hiernach von uns erwarteten weiteren Angriffen war die Annahme eines Kampfes zwecklos. Verpflegungsschwierigkeiten würden schon von selbst dafür sorgen, daß die Russen nicht weit kämen. Wir entschlossen uns für den Fall dieses Angriffs zu einem exzentrischen Ausweichen, mit dem Gros nach Südosten auf Pendjwin, um dem Wege Sakyz—Senne nahe zu bleiben, mit dem Grenzbataillon unmittelbar in der Richtung auf Suleimanije, um den geraden Weg hierhin zu sichern.

Nach einigen Tagen der Ruhe griff der Feind tatsächlich mit großer Überlegenheit an, worauf wir planmäßig, ohne den Kampf anzunehmen, auswichen. Es kam im weiteren Verlauf noch zu mehrfachen kleineren Zusammenstößen, die jedoch nicht mehr von allgemeinem Interesse sind. Es sei nur erwähnt, daß Leutnant Auler mit den Mudjahids am 2. September in unserer linken Flanke wieder eintraf. Er war auf Nebenwegen durch das Gebirge zurückgegangen und kam gerade zurecht, um einer russischen Schwadron, welche eine gewaltsame Erkundung gegen

unsere linke Flanke machte, mit seinen Maschinengewehren in die Handpferde zu schießen, was den Abbruch der russischen Erkundung sehr beschleunigte, und auch für die nächsten Tage die Russen zur Vorsicht mahnte. Ibrahim Bey brachte nur noch zwei Schwadronen mit. Die 3. und 4. Schwadron, die an dieser Art Krieg mit anstrengenden Märschen, mit Entbehrungen, ja selbst mit wirklichen Gefechten keinen großen Geschmack gefunden hatten, zumal sie bisher unter „Krieg" etwas ganz anderes zu verstehen gewohnt waren, waren mit Sack und Pack nach Osten davongeritten, angeblich, um bei Nizam es Saltaneh Dienste zu nehmen. Dort sind sie aber auch nicht angekommen.

Am 1. September hatte ich eine ernste Aussprache mit Abbas Bey. Den Anlaß dazu gab ein Zwischenfall aus dem Kampfe vom 30. August. Als die Russen an diesem Tage den Toalaka genommen hatten, und auch vom rechten Flügel die Türken abzubröckeln begannen, machte ich darauf aufmerksam, daß es an der Zeit sei, den deutschen Maschinengewehren, die in der Mitte der Front noch hielten, einen Befehl zu schicken. Abbas Bey antwortete hierauf etwas auf türkisch, das ich nicht verstand. Wie ich später erfuhr, hatte er gesagt, die Maschinengewehre seien ja schon ausgerissen. Offenbar hatte er den kurz vorher erfolgten Abmarsch der Maultierstaffel falsch gedeutet. Daß ich mir diese Äußerung nicht gefallen lassen wollte, war selbstverständlich. Nachdem ich den von Hauptmann Trabert eingeforderten Bericht über den tatsächlichen, bereits geschilderten Sachverhalt erhalten hatte, begab ich mich am 1. September mit meinem Adjutanten in feierlichem Aufzuge zu Abbas Bey, erklärte ihm, daß türkische Offiziere (Namen nannte ich natürlich nicht) sich abfällig über die Tätigkeit der deutschen Maschinengewehre geäußert hätten, schilderte den wahren Sachverhalt und verlangte von ihm, daß er dem Hauptmann Trabert, sowie dem Zugführer, dem türkischen Leutnant Memduch, in meinem Beisein persönlich seine Anerkennung über ihr tapferes Verhalten im Gefecht aussprechen sollte. Nach anfänglichem Zögern fand er sich hierzu bereit, wodurch die Sache zur Zufriedenheit beigelegt wurde. Die offene Aussprache, die sich auch noch auf einige

andere kleine Reibungspunkte erstreckte, hatte für unser künftiges Verhältnis sehr wohltuende Folgen. Die alte Herzlichkeit in unserem gegenseitigen Verkehr stellte sich wieder ein.

Am 7. September erreichten wir, vor überlegenen Russen zurückgehend, mit dem Stabe und einem Bataillon das kleine Dörfchen Kyzyldja unweit Pendjwin, während die beiden anderen Bataillone weiter nördlich eine Postenstellung bezogen. Die Grenzer waren befehlsgemäß gerade durch das Hochgebirge auf Suleimanije ausgewichen. Am 8. September ritt ich in die Stellung, von Abbas Bey mit Vollmacht zur Prüfung und Abänderung der Truppenverteilung versehen. Bei dem mimosenhaften militärischen Selbstgefühl der Türken war es immerhin etwas Außergewöhnliches, daß einem Offizier in deutscher Uniform solche unmittelbaren Befehlsrechte eingeräumt wurden. Für mich war der Auftrag ein erfreuliches äußeres Zeichen des gegenseitigen Vertrauensverhältnisses, das mich mit diesem braven anatolischen Regiment und seinen Führern verband.

Der Zufall wollte es, daß ich, kaum in vorderer Linie eingetroffen, Zeuge einer gewaltsamen Erkundung wurde, welche die Russen mit einer Kavallerie-Brigade ausführten. Ganz exerziermäßig vollzog sich im Grunde vor unseren Augen der Aufmarsch der Brigade zu Pferde, das Absitzen zum Fußgefecht, das Entwickeln und Vorgehen der Schützen. Sehen konnte der Feind von uns bestimmt nichts; er eröffnete einfach das Feuer gegen den Höhenkamm, wo hinter Büschen und Felsen vereinzelt die Anatolier lagen, die ihn ruhig herankommen ließen, um erst auf nahe Entfernung das Feuer zu eröffnen. Darauf machte der Feind kehrt und zog ab, wie er gekommen war. Die ganze Erkundung machte einen sehr schwächlichen Eindruck. Offenbar hatte der Russe keine Lust, noch weiter in dieses unwirtliche Gebirge hineinzugehen, das weder für Menschen, noch für Tiere Unterhalt gewährte. Wehmütige Erinnerungen an eine große Zeit verknüpfen sich für mich mit diesem kleinen unscheinbaren Gefecht; war es doch das letztemal, daß ich russische Kugeln pfeifen hörte.

Nach meiner Rückkehr konnte ich Abbas Bey, den die wie gewöhnlich übertriebenen Meldungen von der feindlichen Erkundung schon in Sorge versetzt hatten, völlig beruhigen. Einige Tage später räumte der Feind auch Baneh. Wir folgten nicht, da wir die gleichen Verpflegungsschwierigkeiten gehabt hätten, die den Russen offenbar zu seinem Rückzuge bewogen haben.

In Bagdad sah man infolge unseres Rückzuges über Baneh hinaus sehr schwarz und sandte zu unserer großen Überraschung eine volle Division zu unserer Verstärkung. Ich vertrat mehrfach in Briefen und Telegrammen den Standpunkt, daß ein Vorgehen der Russen auf Suleimanije schon wegen der dort ihrer harrenden Verpflegungsschwierigkeiten nicht zu fürchten sei, daß aber auch eine Operation unsererseits jenseits der Berge aus dem gleichen Grunde scheitern müsse, ganz abgesehen davon, daß der im November einsetzende Winter jede Bewegung auf Monate hinaus ausschloß. Ich machte darauf aufmerksam, daß wir nicht nur keiner Verstärkung bedurften, sondern, daß sogar noch Kräfte von unserer Front abgezogen werden konnten, um an anderer Stelle verwendet zu werden. In Bagdad hörte man nicht! Anstatt jetzt zu Beginn des Winters mit der Versammlung einer starken Reserve bei diesem Orte zu beginnen, die uns nachher im Februar bei Kut el Amara so bitter gefehlt hat, verzettelte die Armee ihre Kräfte in Persien und Kurdistan.

Im November machte der Winter, wie vorauszusehen, dem Kriege in Kurdistan ein Ende. Zu Weihnachten versuchte ich noch einmal, zusammen mit Hauptmann v. Monteton von Suleimanije nach Baneh und Sakyz durchzudringen, mußte aber nach einer im Schneetreiben verbrachten Nacht in dem schließlich 3 m hoch liegenden Schnee mit völlig erschöpften Eingeborenen und Tieren umkehren.

Nach Eintreffen der frischen Division war ich mit den deutschen Formationen und den Mudjahids zu dieser übergetreten, während das Regiment Nr. 37 nach Senne abmarschierte. Sehr ungern schied ich von dem braven Regiment, mit dem ich einen Sommer lang Freud und Leid geteilt hatte, und besonders von seinem Führer Abbas Bey, den ich als Mensch sowohl wie als

unerschrockenen Soldaten gleich schätzen gelernt hatte. Daß übrigens die Leistungen des Regiments auch von seinen türkischen Vorgesetzten gebührend anerkannt wurden, konnte ich zu meiner Freude noch erfahren. Der Sultan verlieh der Fahne des Regiments die goldene Imtiaz-Medaille, eine Auszeichnung, die meines Wissens bis dahin nur einem einzigen Regiment auf Grund seiner Leistungen in den Kämpfen an den Dardanellen zuteil geworden war.

Der Sommer des folgenden Jahres, 1917, führte mich ein letztes Mal in die kurdischen Berge, bis zu dem Dörfchen Kyzyldja. Wieder lag dort ein türkisches Regiment. Aber anders war das Bild geworden. Bagdad war gefallen. In den Wein der persischen Offensivpläne der 6. Armee war mancher Tropfen Wasser geflossen. Türken und Russen verhielten sich gänzlich untätig. Die letzteren hatten ja auch gar keine Ursache, den Engländern bei ihrer Eroberung der östlichen Türkei auch noch zu helfen. Kurz, es war nichts mehr los.

SCHLUSS

Wenn man jetzt, nach beendetem Weltkriege, auf diese kurdische Episode zurückblickt, die ich hier mit schlichten Worten zu erzählen versucht habe, wie nebensächlich war sie doch! Unnötig war schließlich das ganze persische Abenteuer, besonders die große türkische Offensive vom Sommer 1916. Damals, mitten in den Ereignissen, kamen solche Gedanken uns nicht. Der kurdische Bergbewohner aber, der hier zum ersten Male seit Jahrhunderten wirklichen Krieg erlebte, wird noch weniger darüber nachdenken, ob diese Kämpfe nötig waren. Für ihn wird der türkische Sieg bei Bukan noch in ferner Zeit der unerreichte Höhepunkt kriegerischer Leistung sein, umrankt von einem Kranze schnell sich bildender orientalischer Sagen.

Auch die anatolischen Bauernsöhne, die dort für den Padischah ihr Leben ließen, fragten nicht nach der Notwendigkeit ihres Todes. Mit einfacher Selbstverständlichkeit erfüllten sie ihre Soldatenpflicht, mochten auch Tausende von Meilen sie von

der Heimat trennen. Ich habe in diesen Kämpfen den tapferen und bedürfnislosen anatolischen Asker achten und lieben gelernt. Daß seine Tapferkeit hier und an anderen Orten nicht größere Erfolge erzielte, lag nicht an ihm; es fehlten die Führer. Aber auch hier sollten wir uns hüten, voreilig aus einzelnen Beispielen, in vielleicht nur kurzem Verweilen im Orient oder im Etappengebiet erhascht, über den türkischen Offizier den Stab zu brechen. Es war wie bei uns; die besten standen vorn in der Bresche. Dort waren die prächtigen Soldatengestalten unter den türkischen Offizieren zu finden, Sprossen alter in Jahrhunderte langen Kämpfen erprobter Kriegergeschlechter. Wenn ihnen die militärische Durchbildung unseres alten Offizierkorps fehlte, so bedenke man, wie es im Heere unter Abdul Hamid aussah, der hinter jeder militärischen Neuerung eine Gefahr für Thron und Leben witterte. Wer nur den türkischen Etappenoffizier kennen gelernt hat, der bedenke aber auch, woher denn die Türken ihre Offiziere nehmen sollten? Einen nationalen Mittelstand, aus den man hätte Reserve-Offiziere machen können, gab es nicht. Der Mittelstand setzte sich zusammen aus Armeniern, Juden, Griechen, Levantinern, verwöhnt und feige, dem Türken wesensfremd, nicht einmal zum einfachen Soldaten zu gebrauchen.

Sicher ist es richtig, daß der oft dünkelhafte Stolz des türkischen Offiziers ihn nicht selten dazu führte, den guten Rat des Deutschen in den Wind zu schlagen, manchmal sogar absichtlich das Gegenteil von dem zu tun, was ihm geraten war. So unberechtigt und lächerlich, wie er manchem von uns erscheinen mochte, war dieser Stolz doch nicht. Die Jahrhunderte alte militärische Ruhmesgeschichte dieses kleinen Volkes ist etwas, worauf man mit Recht stolz sein kann. Die Leistungen der Türkei im Weltkriege mögen klein erscheinen, wenn man sie mit unseren Leistungen vergleicht. Gemessen an den Verhältnissen, unter denen sie erzielt wurden, dürfen wir ihnen dennoch unsere Bewunderung nicht versagen. Auch hier kann der Türke mit Recht stolz sein auf das, was sein Volk mit unglaublich kümmerlichen Mitteln an Heldentaten vollbracht hat.

Das eine müssen wir besonders der türkischen Heeresleitung zubilligen: Sie hat sich nicht gescheut, rücksichtslos die Kräfte des eigenen Volkes in die Wagschale zu werfen, das in diesem Kriege Menschenopfer gebracht hat, wie kein zweites Volk. Sollen wir deshalb mit ihr rechten, weil ihre weitzielenden Pläne im Kaukasus, am Suez-Kanal, in Persien zu groß waren für ihre Kraft? Denken wir lieber daran, daß die Türkei mit ihren kümmerlichen Hilfsmitteln bis zum Ende des Krieges ein Vielfaches von feindlichen Kräften auf sich gezogen hat, denken wir besonders an den außerordentlichen Wert, den die erfolgreiche Sperrung des Bosporus im Hinblick auf die Versorgung Rußlands für uns hatte. Was dieses kleine Volk in treuer Erfüllung seiner Bundespflicht für uns getan und geleistet hat, das sei ihm unvergessen!

Alle diejenigen Deutschen, die erst im Jahre 1917 oder 1918 hinuntergekommen sind, und das sind die meisten, mögen mir erlauben, ihnen ans Herz zu legen, nicht nur nach dem zu urteilen, was sie von dem durch jahrelange Kämpfe bereits erschlafften Heere gesehen haben. Als ich nach mehr als zweijähriger Abwesenheit im Frühjahr 1918 nach Europa zurückkam, da sah in Deutschland auch manches anders aus, als bei meiner Ausreise im November 1915. So mancher aber, der, nach wenigen Monaten oft, verärgert und enttäuscht, zurückkehrte, weil er allzusehr mit deutschem Maße zu messen versucht hatte, mancher auch, der mit Überhebung auf alles Türkische hinabsah, hat vielleicht mittlerweile umgelernt. Unser Stolz muß jetzt von Vergangenem zehren; für die Gegenwart hat ihm das eigene Volk durch seine schmachvolle Unterwerfung den schwersten Stoß versetzt. Der Türke kämpft noch heute, drei Jahre nachdem das schmachvollste Ereignis unserer ruhmreichen Geschichte uns das Schwert aus der Hand wand. Er erfüllt noch heute unter seinen angeborenen Führern seine einfache Soldatenpflicht. Kein Makel liegt auf seinem Ehrenschilde.

TAFELN

Phot. Reichsarchiv

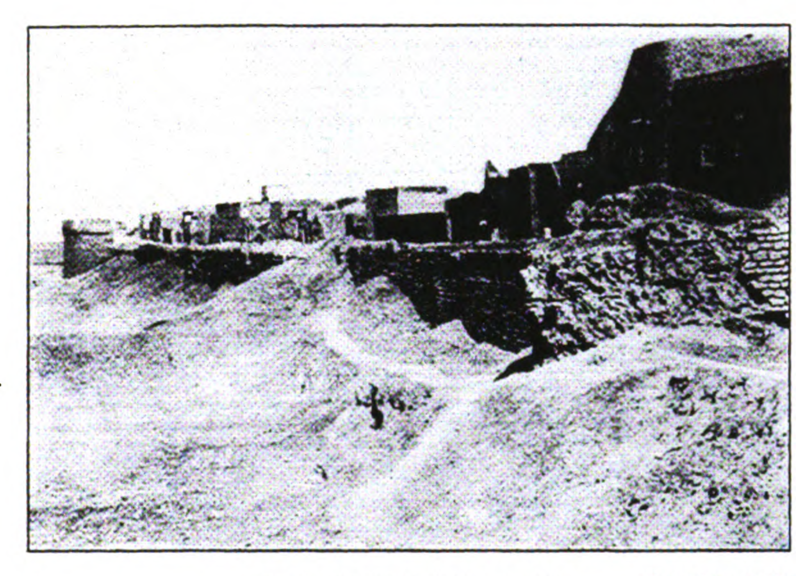
ABMARSCH DER KADETTEN, MILITÄRSCHÜLER UND JUGENDWEHR
vom Bahnhof in Damaskus nach der Ankunft Djemal Paschas.

Zu Solger: „Colmar Frhr. v. d. Goltz".

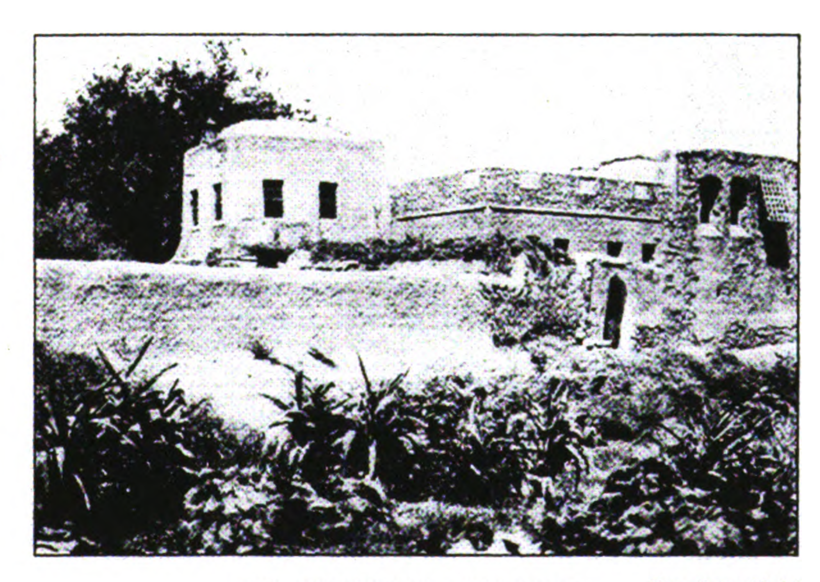
Tafel II

TANZBELUSTIGUNG TÜRKISCHER SOLDATEN

Phot. Reichsarchiv



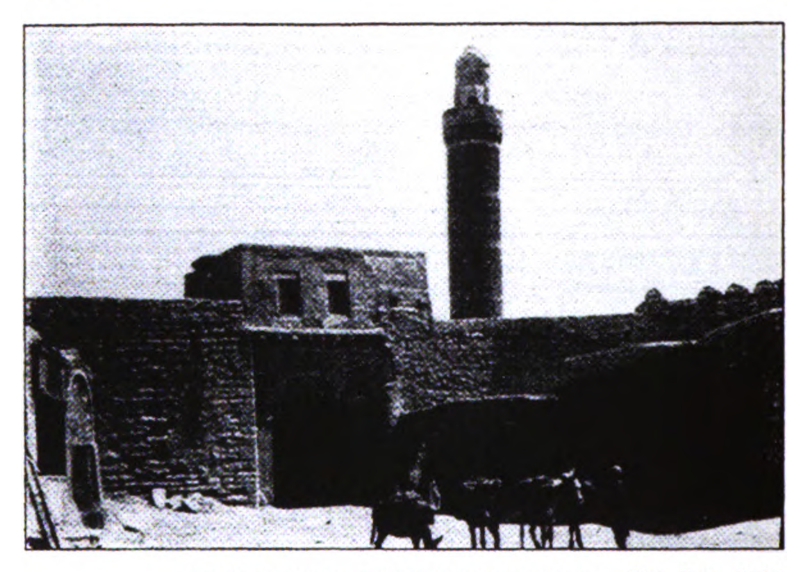
STADTMAUER IN MOSSUL *Phot. Hptm. Merkel*



DIE „TRUTZBURG“ IN MOSSUL *Phot. Hptm. Merkel*

Zu Solger: „Colmar Frhr. v. d. Goltz“.

Tafel IV

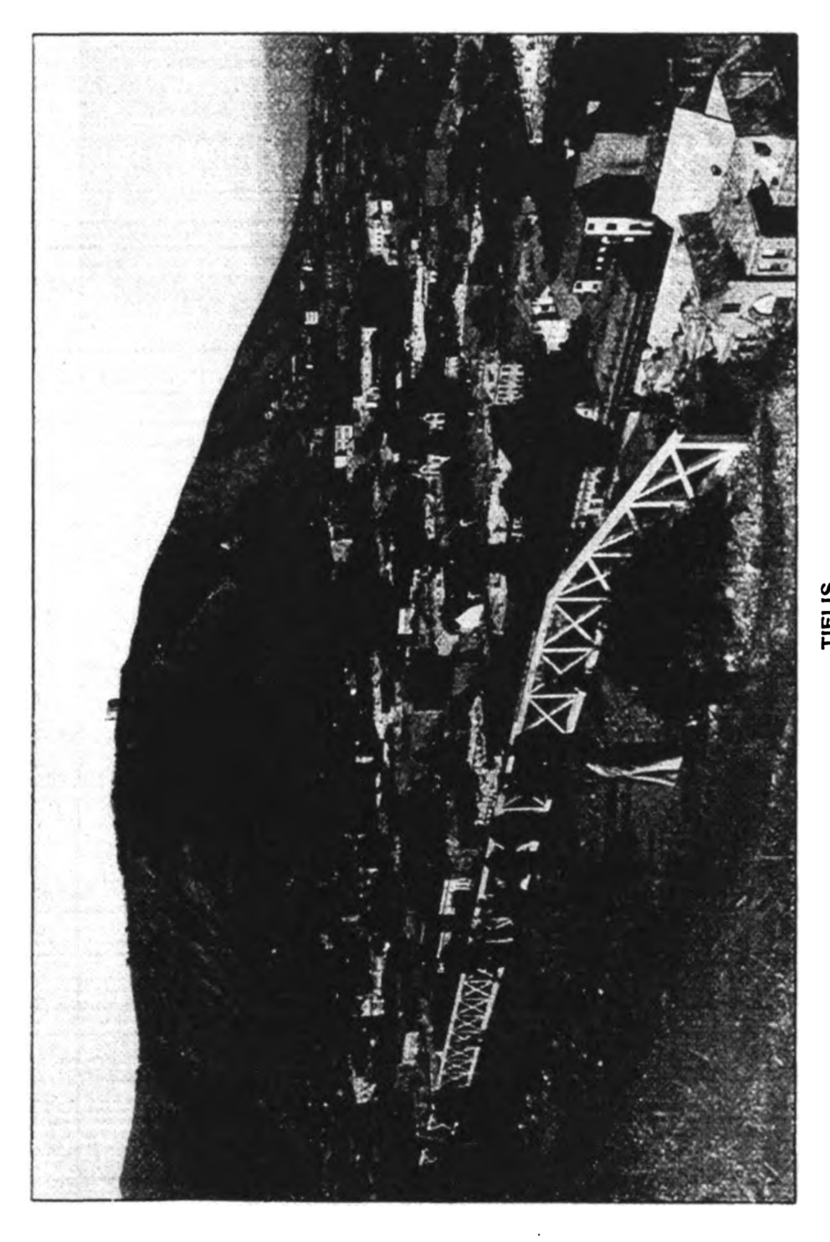


BAB EL DED (EIERTOR) IN MOSSUL *Phot. Hptm. Merkel*



TIGRISBRÜCKE BEI MOSSUL *Phot. Hptm. Merkel*

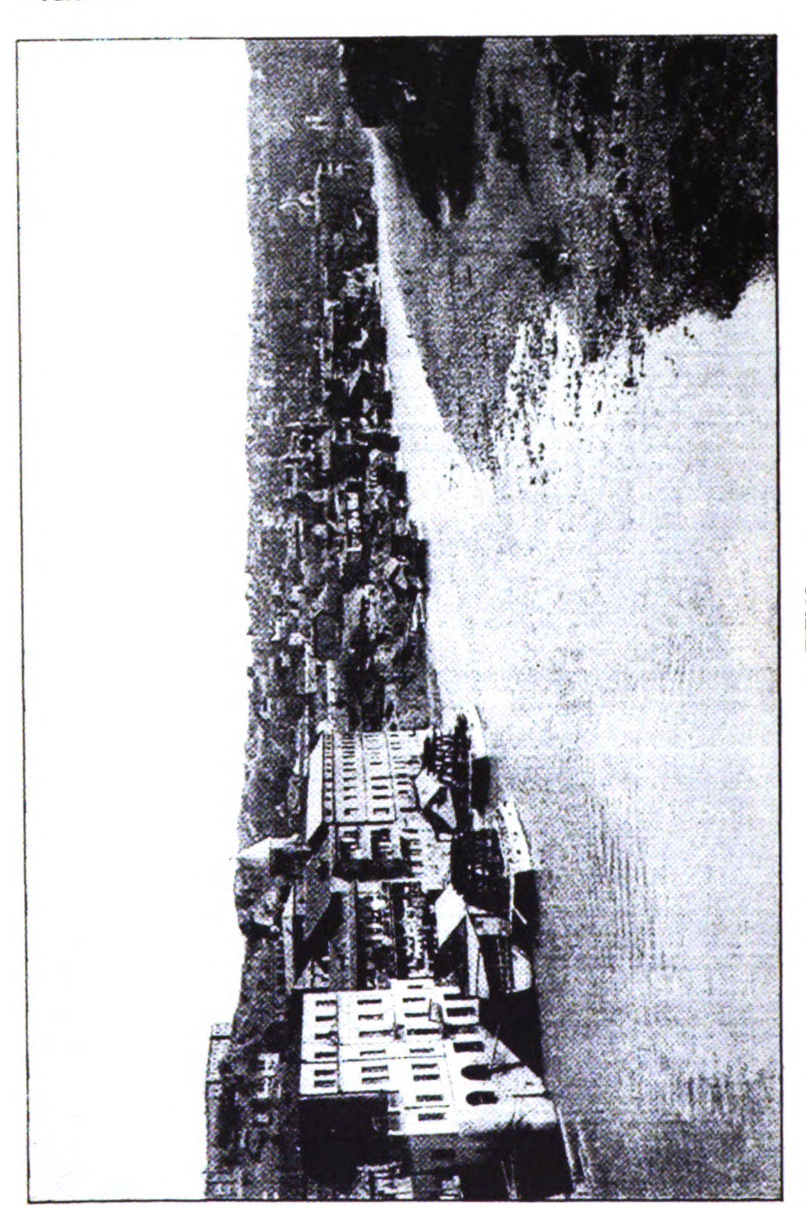
Zu Solger: „Colmar Frhr. v. d. Goltz".



TIFLIS
vom Burgberg aus gesehen.

Zu Zugmayer: „Deutschland im Kaukasus“.

Tafel VI



TIFLIS
Schiffsmühlen in der Kura.

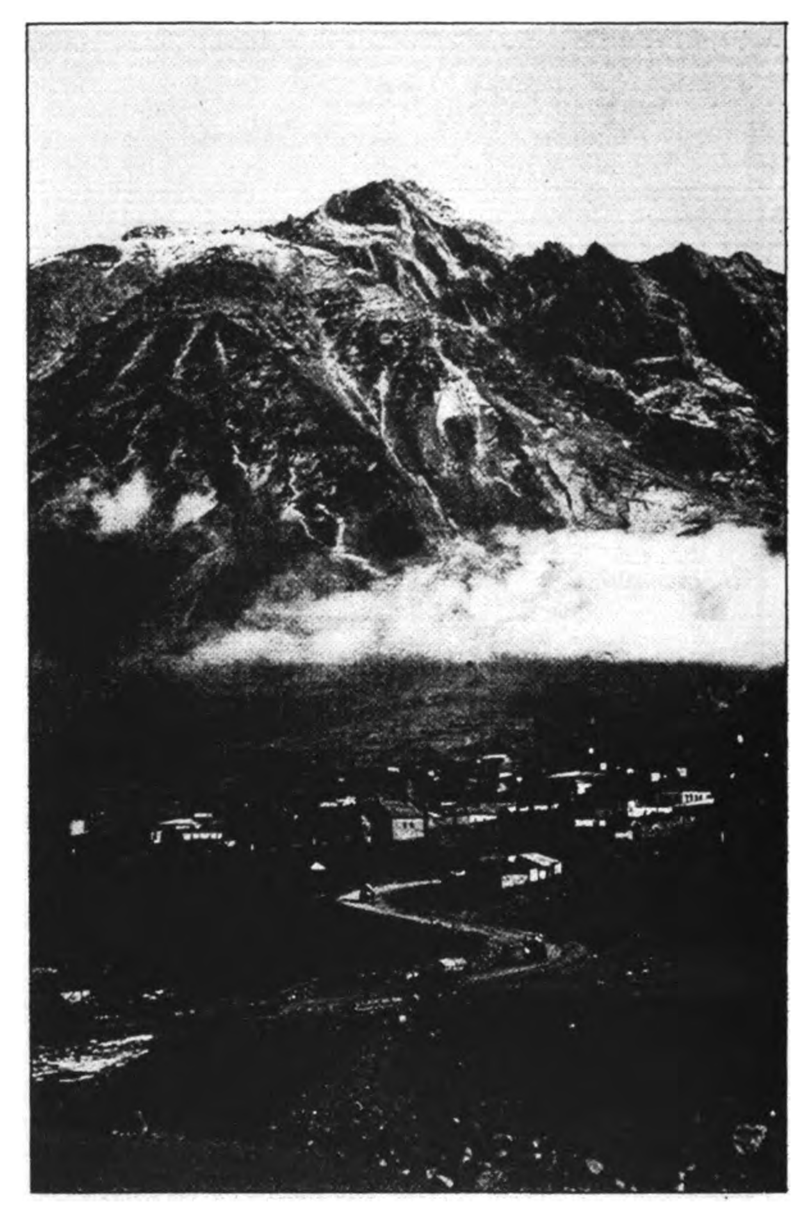
Zu Zugmayer: „Deutschland im Kaukasus“.



GRUSINISCHE HEERESSTRASSE

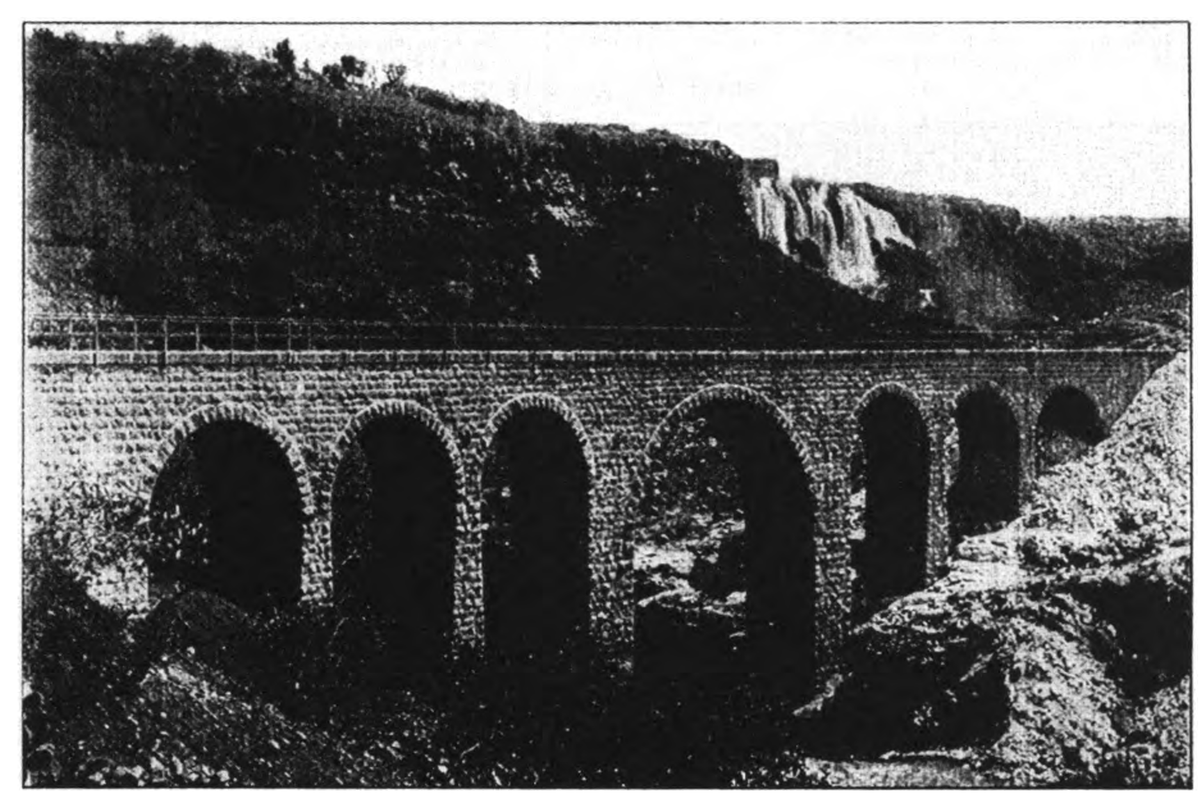
Zu Zugmayer: „Deutschland im Kaukasus“.

Tafel VIII



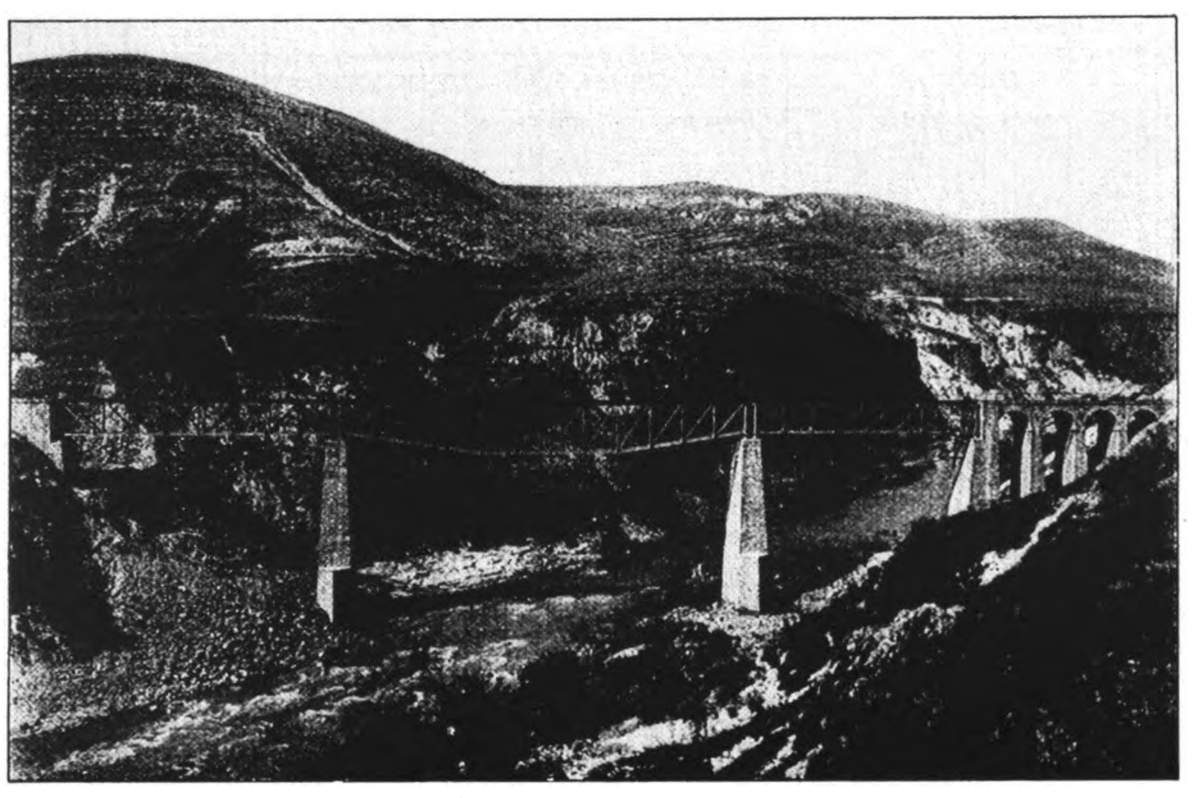
DER KASBEK

Zu Zugmayer: „Deutschland im Kaukasus".



EISENBAHNBRÜCKE BEI TELL CHAB MIT DEN WASSERFÄLLEN DES JARMUK
Es ist projektiert, hier ein Elektrizitätswerk anzulegen, um die Bahn bis Damaskus, Haifa und Maan elektrisch betreiben zu können.

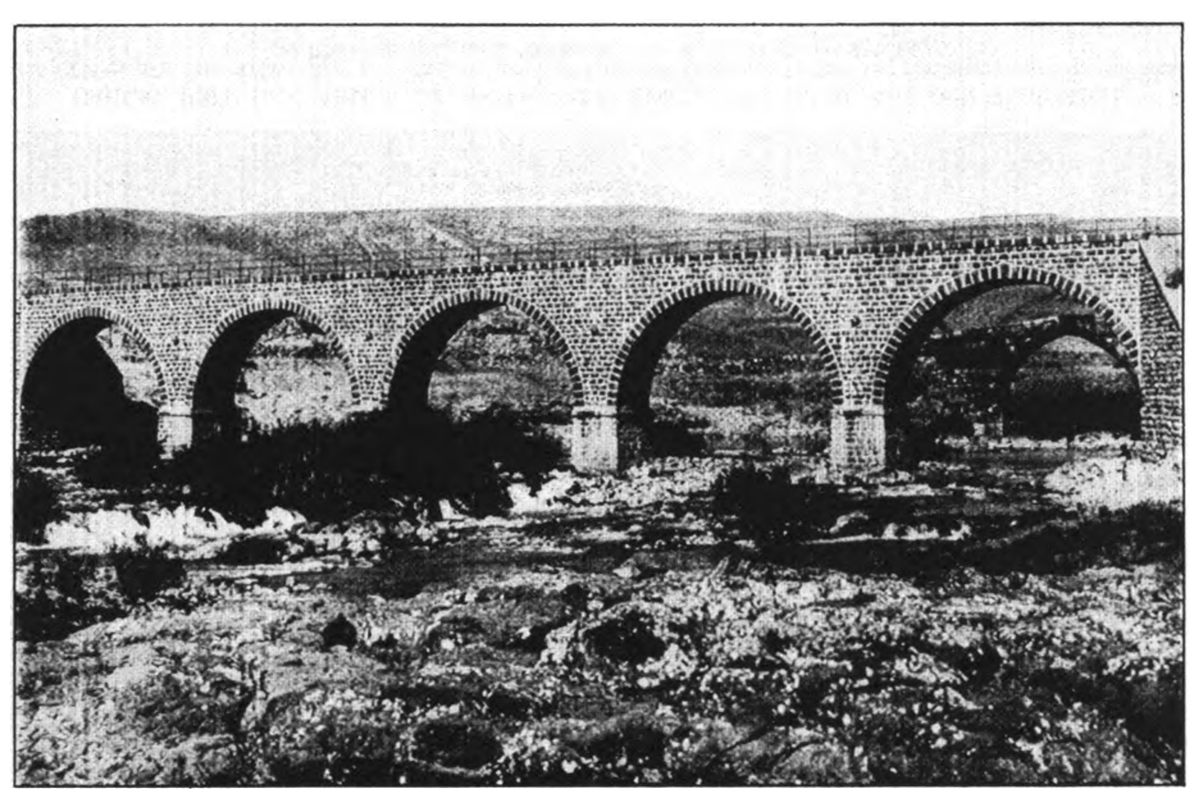
Zu Dieckmann: „Die Hedjasbahn".



BRÜCKE ÜBER DEN JARMUK

Das Flußbett des Jarmuk, eines Nebenflusses des Jordan, bildete den günstigsten Weg für die Linienführung der Bahn, um von der 246 m unter Meeresspiegel liegenden Station Samah am See Genezareth nach der 529 m über Meeresspiegel liegenden Station Dera im Hauran-Hochland zu gelangen. Dieser Höhenunterschied von 755 m war auf einer Entfernung von nur 85 km zu überwinden.

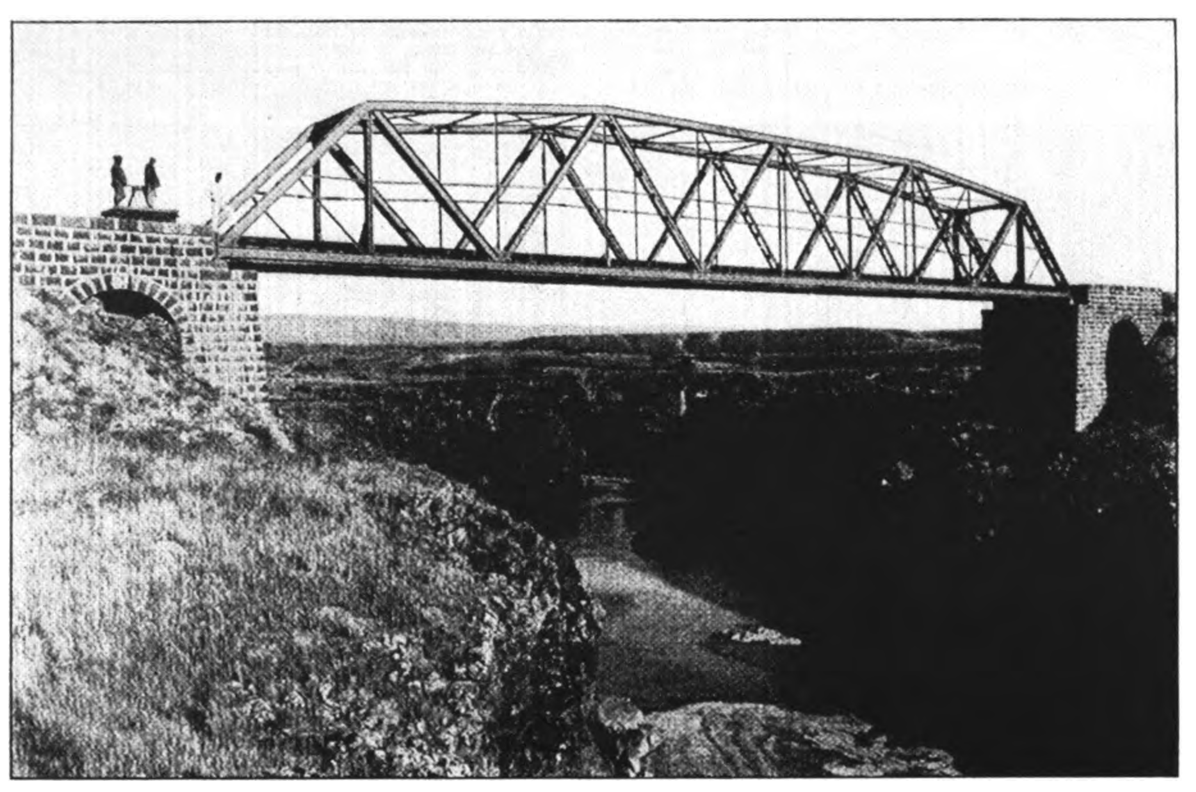
Zu Dieckmann: „Die Hedjasbahn".



EISENBAHNBRÜCKE ÜBER DEN JORDAN, IM HINTERGRUND DIE ALTE JAKOBSBRÜCKE

Auch der Jordan mußte in seinem oberen Lauf überbrückt werden. Er ist zwar im Sommer nur ein unscheinbarer Bach mit wenigem schmutzigen Wasser, nach den Regenfällen im Herbst aber schwillt er zu einem bedeutenden Fluß an, und darum war es nötig, für die Bahn hier eine hohe und starke Steinbrücke zu erbauen. Dicht neben dieser neuzeitlichen Brücke führt auch noch eine alte Brücke über den Jordan, die nachweislich noch aus der Römerzeit stammt. Daß man auch damals schon dauerhafte Brückenanlagen aus Steinen bauen konnte, beweist der jetzige verhältnismäßig noch gute Zustand der Brücke.

Zu Dieckmann: „Die Hedjasbahn“.



BRÜCKE ÜBER DEN JARMUK, IM HINTERGRUND EINE ALTE BRÜCKE AUS DER RÖMERZEIT

Auch dieses Bild zeigt neben einer neuzeitlichen Eisenbahnbrücke mit steinernen Pfeilern und Eisenkonstruktionen eine aus der Römerzeit stammende Steinbrücke, die noch recht gut erhalten ist.

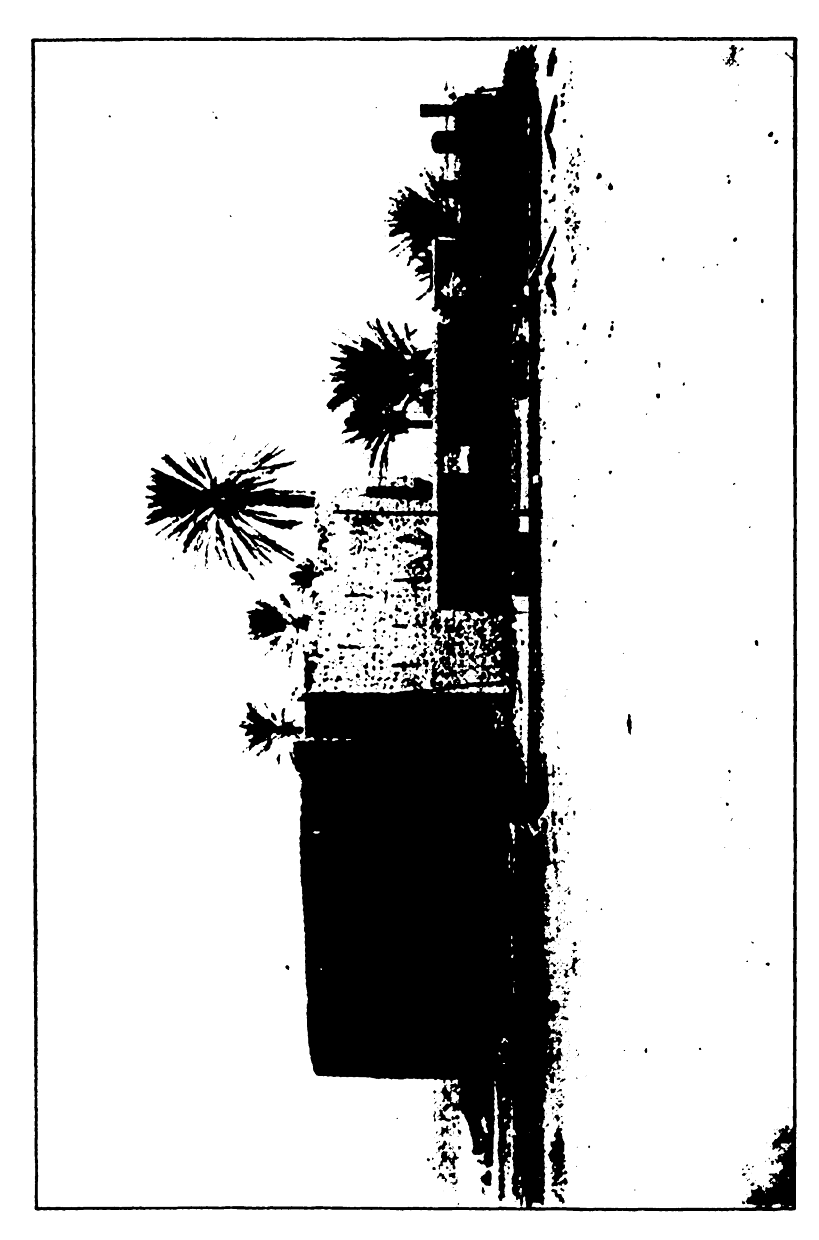
Zu Dieckmann: „Die Hedjasbahn“.

Tafel XIII

WASSERSTATION ACHTAR

Zu Dieckmann: „Die Hedjasbahn“.

Tafel XIV



ALTES CHALAD, EINE WASSERSTELLE BESCHÜTZEND, BEI MEDAN SALH

Zu Dieckmann: „Die Hedjasbahn“.

PASSHOHE

Phot. Prof. Dr. Herzfeld.

Zu Loeschebrand-Horn: „Der Feldzug der Suleimanije-Gruppe“.



MAULTIERKARAWANE
auf dem Marsche nach Suleimanije.



ABBAS BEY UND MAHMUD CHAN
Chef der Hamawand-Kurden, im Gefecht bei Sakys.

Zu Loeschebrand-Horn: „Der Feldzug der Suleimanije-Gruppe".

„ZWISCHEN KAUKASUS UND SINAI"

Band I

Jahrbuch des Bundes der Asienkämpfer 1921

AUS DEM INHALT:

Oberst KRESS VON KRESSENSTEIN: Überblick über die Ereignisse an der Sinaifront von Kriegsbeginn bis zur Besetzung Jerusalems durch die Engländer Ende 1917. — Dr. phil. THEODOR WIEGAND; Geh. Reg.-Rat und Dir. der staatl. Museen in Berlin: Die antike Kultur der Sinai-Halbinsel. — Dr. jur. FRITZ GROBBA: Die wirtschaftliche Bedeutung der Sinai-Halbinsel. — Reg.- und Bergrat Dr. phil. PAUL RANGE: Die Wassererschließungsarbeiten an der Palästinafront in den Jahren 1915 bis 1918. — Hauptmann MERKEL: Die deutsche Jildirim-Etappe. — OTTO HOETZSCH: ord. Prof. an der Friedr.-Wilh.-Universität in Berlin, Mitgl. des Reichstages und des preuß. Landtages: Das englische Weltreich um den Indischen Ozean. — OTTO VON RIEDERER, Major im bayer. Generalstab, k. o. Oberstltn. a. D, seinerzeit Komm. der deutschen Abt. bei der 6. osman. Armee: Der Rückzug der deutschen Abteilung bei der Kais. osmanischen 6. Armee von Mossul über Samsun nach Konstantinopel.

PRESSESTIMMEN:

„MILITÄR-WOCHENBLATT": „Die Lektüre des Buches kann allen denjenigen, die sich über die deutschen Leistungen im Orient während des Krieges ein zutreffendes Bild verschaffen wollen, nur empfohlen werden."

„OESTERREICHISCHE WEHRZEITUNG": „Es ist zum Staunen, daß solche Bücher überhaupt noch erscheinen können, daß es bei den unerhörten Preisen von Material und Arbeit noch möglich ist, so vorzüglich Ausgestattetes zu bieten. Freilich entspricht der prächtigen geschmackvollen Form auch der Inhalt."

„BERLINER ABENDPOST": „Das Buch ist durch Beigaben guter Bilder und Karten, durch eine Sammlung von trefflich exakten Daten über Land und Leute des Ostens bereichert und nicht nur für jeden, der selbst jenseits der Tore Europas sein Päcklein getragen hat, als Erinnerung, sondern auch für den Fernerstehenden eine wertvolle Lektüre."

„WIENER MORGENZEITUNG": „Es ist keins der Memoirenwerke, in denen sich ein durch Revolution aus dem Gleichgewicht gebrachter Militarismus für seine Fehler entschuldigt, sondern eine von einer gewissen Liebe zum Orient diktierte Erinnerungsschrift an den Kampf um Palästina und den Kanal."

„NACHRICHTENBLATT DES REICHSAMTS FÜR DEUTSCHE EINWANDERUNG, RÜCKWANDERUNG UND AUSWANDERUNG": „Ein Rückblick über die Taten und Strapazen in der Fremde, die dem Leser in warmherzigen, anschaulichen Schilderungen vor Augen geführt werden".

„DAS BUCH": „Neben einer Reihe von Kriegsschilderungen, die uns wertvollen Aufschluß über die Kämpfe in Palästina geben, enthält das sehr interessante Buch auch Schilderungen von Land und Leuten in jenen Gegenden vom Kaukasus bis Sinai. Aus den Kriegsschilderungen erfahren wir vieles über den Verlauf jener Ereignisse, die dazu mitgeholfen haben, die Entscheidung im Weltkrieg herbeizuführen."

Preis M. 15,—.



